

JAHRBUCH  
DER  
STADT LINZ

1 9 5 0

LINZ 1951

---

Herausgegeben von der Stadt Linz · Städtische Sammlungen

## I N H A L T

---

	Seite
Vorwort . . . . .	V
Im Spiegel des Rathauses: Neues Bauen — Aus der Chronik — Theater und Schrifttumspflege — Konzertleben — Neue Galerie — Kunstschule — Volkshochschule — Stadtbücherei — Städtische Sammlungen . . . . .	VII
Karl K a i n d l:	
Naturwissenschaftliche Forschung . . . . .	LXXIV
Wilhelm J e n n y:	
Die Ausgrabungen auf dem Linzer Altstadtplatz . . . . .	CI
Franz B e r g e r:	
Enrica von Handel-Mazzetti (zum 80. Geburtstag) . . . . .	I
Friedrich S c h o b e r:	
100 Jahre Urfahrer Rathaus . . . . .	4
Franz K o c h:	
Linz im geistigen Wandel der Zeit . . . . .	9
Othmar W e s s e l y:	
Linz und die Musik . . . . .	96
Otfried K a s t n e r:	
Linzer Eisenschmiedekunst . . . . .	198
Helmuth H u e m e r:	
Linz und Urfahr als Druckorte von Volksbüchern . . . . .	209
Ernst N e w e k l o w s k y:	
Die Schiffmeister von Linz . . . . .	227

	Seite
Kurt V a n c s a:	
Ein Gutachten Adalbert Stifters über die Linzer k. k. Normal- Hauptschule . . . . .	254
Eduard S t r a ß m a y r:	
Eine Gemäldesammlung im alten Linzer Schloß . . . . .	258
Hertha A w e c k e r:	
Die Mondseer Stiftshäuser in Linz . . . . .	272
Franz W i l f l i n g s e d e r:	
Die Gegenreformation in den Kirchen der heutigen Linzer Vororte . . . . .	278
Franz S t r o h:	
Zum Steinkalender des Daniel Thierfelder . . . . .	311
Erich T r i n k s:	
Der Freisitz Auerberg bis zum Übergang an die Starhemberg im Jahre 1631 . . . . .	318
Franz J u r a s c h e k:	
Die Baugeschichte der Martinskirche im hohen und späten Mittelalter . . . . .	373
Ämilian K l o i b e r:	
Neue Quellen zur Stadt- und Besiedlungsgeschichte . . . . .	405
Franz P ü h r i n g e r:	
Θερμοπύλαι . . . . .	427
Hans C o m m e n d a:	
Grundriß einer Volkskunde von Linz . . . . .	433

---

## LINZ IM GEISTIGEN WANDEL DER ZEIT.

Das raumbedingte, verkehrs- und wirtschaftspolitische Schicksal der Stadt spiegelt sich in ihrer kulturellen Entwicklung, die völlig erst im 19. Jahrhundert am geschichtlichen Schicksal des deutschen Geistes Anteil hat, während sie bis dahin mehr nur in einzelnen Momenten auch geistesgeschichtlich bedeutsam wird. Das ist vielleicht die Hauptursache dafür, daß Untersuchungen über die Funktion von Linz im Gesamt des kulturellen Lebens teils mit augurischem Lächeln, teils skeptisch aufgenommen werden. Ja, mit der eigenen Skepsis hat der Betrachter des geistigen Lebens von Linz zuweilen zu kämpfen, wenn auf seinem Wege durch die Jahrhunderte immer wieder Äußerungen des tiefsten Unmutes, ja der Verzweiflung über die Geistlosigkeit des Linzer Daseins aus den Quellen ihm entgegensprudeln. Aber ohne die Lage schöner zu färben, als sie ist, muß doch auch bedacht sein, daß sich Linz als Provinzstadt — und es war eine kleine Stadt, die sich erst verhältnismäßig spät im Wettlauf mit Steyr und Enns an die Spitze kämpfte — hierin kaum von irgendeiner anderen Kleinstadt unterscheidet, daß es andererseits aber immer wieder auch ein lebhaft pulsierendes geistiges Leben entwickelt oder durch seine Söhne und Töchter entscheidend ins allgemeine deutsche Geistesleben eingegriffen hat.

Eine geistesgeschichtliche Betrachtung der Rolle, die Linz im Wandel der Zeiten spielt, hat den Vorteil, daß sie mit einem vollen Akkorde einsetzen kann. Es handelt sich um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, um jene Zeit, in der Humanismus und Reformation dem geistigen Antlitz Deutschlands die wesentlichen Züge aufprägen. Linz riß damals die geistige Führung in Österreich an sich, und niemals wieder ist die Fühlung mit dem geistigen Sein des

Gesamtvolkes so eng und innig gewesen wie damals. Eingeleitet wurde dieser Vorgang dadurch, daß Friedrich III. von 1485 bis zu seinem Tode 1493 seine Residenz nach Linz verlegte, da Wien dem Ungarnkönig Matthias Corvinus in die Hand gefallen war<sup>1)</sup>).

In Wien hatte sich der Humanismus in der Universität und in der von Konrad Celtis gegründeten Sodalitas Danubiana Kraftmittelpunkte geschaffen, deren Ausstrahlungen aber wie im übrigen Deutschland nur zu bald von dem Streit der Glaubensmeinungen überdeckt wurden, bis sie sich im Barock wiederum zur Geltung brachten. Während der neue Bildungsdrang in Oberösterreich sich auf die Bildungsstätten, die Klöster, beschränkt hatte, machte der Hof den Adel und das Stadtbürgertum mit den Formen des neuen Lebens- und Bildungsideales bekannt. Zu diesen Formen gehört die Mäzenatenrolle des Fürsten, in der die wachsende Schätzung geistiger Werte und geistiger Lebensform zum Ausdruck kam. Denn mit dem Humanismus entwickelt sich ein neuer Adel, ein Adel des Geistes, der wie der weltliche seine Bestätigung aus der Hand des Fürsten empfing. Der Dichter, poeta, hat wieder die ganze Weihe und Würde, die ihm Horaz verleiht. Dichterkrönungen gehören zum Ritual des Humanismus. Am 20. Juli 1492 krönte Friedrich III. in Gegenwart venetianischer Gesandter, die sich nicht genug über die Kleinheit und Ärmlichkeit der Stadt und des Schlosses wundern können, den Dichter Delius, der Verse auf ihn rezitiert hatte, und noch Maximilian I. tat dasselbe 1514 an Joachim Watt, Professor der Poetik und klassischen Philologie an der Universität Wien, deren Rektor er zwei Jahre später wurde, auf dem Schlosse zu Linz. Schon beginnen sich hier nun auch die Fäden geistiger Beziehungen zu weben. Johannes Reuchlin<sup>2a)</sup>, der als Geheimrat des Grafen Eberhard im Barte von Württemberg im Sommer 1492 vom Kaiser in Audienz empfangen wurde, um die Genehmigung der vereinbarten Erbfolgeordnung zu erbitten, wurde von den Humanisten in der Umgebung des Kaisers gastlich und begeistert aufgenommen. Dr. Bernhard Peyr, Superintendent der Universität und Kanzler, schreibt an Reuchlin, er werde in wenigen Tagen nach Linz aufbrechen, doch werde die Eile nicht der Stadt gelten, die ihm, ein Vorklang vieler folgender Seufzer und Verwünschungen, verhaßt sei, sondern dem Gaste. Reuchlin fand hier die mit beiden Händen ergriffene Gelegenheit, in der Schule des Jakob ben Jehiel Lonas, des gelehrten Leibarztes des Kaisers, seine

hebräischen Kenntnisse zu erweitern, und zwar mit solchem Erfolge, daß er im März des nächsten Jahres wiederkam und bis gegen Ende 1493 blieb, so daß er auch beim Tode Friedrichs am 19. August anwesend war. Hier in Linz holte sich Reuchlin das Rüstzeug für das Verständnis der Bibel aus dem Urtexte, das wie die von Erasmus von Rotterdam besorgte Edition des griechischen Neuen Testaments die Voraussetzung für die Reformation, die Bibelübersetzung Luthers war. Durch Reuchlin kam der um den Kaiser sich bewegende Kreis von Humanisten mit dem Geiste jenes neuen Platonismus in Berührung, der von der neu gegründeten Akademie in Florenz, von Marsilio Ficino und Pico della Mirandola ausging und in der deutschen Geistesgeschichte eine so entscheidende Rolle spielt<sup>2)</sup>.

Prächtiger schlägt humanistische Gelehrsamkeit, die Freude an der am Altertum sich entzündenden *vita nuova*, ihr Pfauenrad schon unter Maximilian. Im Frühjahr 1501 weilte der Kaiser mit seiner Gemahlin Bianca Sforza, umgeben von seinem Hofstaate und den Fürsten Mailands, auf dem Schlosse in Linz. Der Schlesier Vinzenz Lang (Longinus) soll zum Dichter gekrönt werden. Bei dieser Gelegenheit kommt der *Ludus Dianae* des Konrad Celtis, den er dem Lang zu Ehren in Druck gehen läßt, zur Aufführung. Die Darsteller, 24 an der Zahl, darunter Celtis, gehören zum Kreise der Universität. Eröffnet wurde die Darbietung durch einen Prolog in Senaren, den der Hofkaplan Joseph Grünpeck aus Steyr in der Maske Merkurs vortrug. Das fünftaktige Spiel selbst ist natürlich eine Huldigung für den Kaiser und stellt dar, wie Diana, von Nymphen und Faunen begleitet, den Kaiser als gewaltigen Jäger, als ihren Herrn und Meister begrüßt, wie Longinus als Bacchus, umschwärmt von Bacchantinnen, sich dem Kaiser zu Füßen wirft und um den Dichterlorbeer bittet, wie — ein komisches Element — der halbtrunkene Silen auf seinem Esel stammelnd auf das Wohl des Kaisers trinkt und endlich Diana sich mit allen Darstellern vom Kaiser mit dem Wunsche verabschiedet, daß Bianca den österreichischen Landen viele Erzherzöge beschenken möge. Das war ein recht dürftiges Handlungsgefüge, dessen eigentlicher Reiz wohl in dem choreographischen und musikalischen Beiwerk bestand. Der Kaiser war wie Celtis ein Kenner und Liebhaber der neuen Art von Musik, die aus den Niederlanden kam. Celtis hatte angeregt, zu den antiken Versmaßen metrische Satzweisen einzuführen, so wie der Salz-

burger Paul Hofheymer, der „gekrönte Organistenmaister“, Oden des Horaz und anderer römischer Dichter vertont hatte.

Die charakteristische Gestalt des Humanisten, der von der Reformation noch nicht in eine andere Richtung gedrängt worden ist und, wie unter Humanisten üblich, sein Leben fahrend verbrachte, begegnet in Caspar Bruschius, der unter Ferdinand II. auch Linz seinen Besuch abstattete, ein in den Klöstern Österreichs, obwohl er Lutheraner war, gern gesehener Gast. In Böhmen geboren, hatte er in Tübingen 1536 studiert und war 1541 von Karl V. in Regensburg zum Dichter gekrönt worden. Er hatte fast ganz Deutschland durchwandert und stand auch mit den Katholiken auf gutem Fuß. Die Frucht seiner Reisen ist eine Geschichte der Stifter Germaniens<sup>3)</sup>. In diesem Zusammenhang interessiert Bruschius durch sein *Encomium Linzianae civitatis in Austria supra Anasium sitae*<sup>4)</sup>, durch sein Lobgedicht auf Linz. Er kam im Februar 1552 von Passau über Schärding und Wilhering nach Linz, von wo er nach Garsten, Lambach, Traunkirchen, Kremsmünster weiterreiste. Da das Gedicht zwischen der Geschichte Wilherings und der von Garsten eingeschaltet ist, dürfte es wohl während dieses Aufenthaltes 1552 entstanden sein. Ein paar Angaben über den Oster- und Bartholomäi-Markt, die beiden großen Märkte des Jahres, die bald Berühmtheit erlangten, über die 400 Schritt lange Brücke und über den Stadtrichter Georg Hacklberger gehen voraus. Linz ist der Ort, „ubi confluunt Austrii, Bavarii, Bohemi, Ungari, Styrii, Carinthei, Suevi et Itali“, seine Lage bezeichnet Bruschius als „Creutzstrass“ der Länder Venedig, Böhmen, Ungarn und Steyr.

Linz muß großen Eindruck auf ihn gemacht haben, wenn man manches von seinen rühmenden Versen auch der in solchen Fällen unerläßlichen Begeisterung und Übertreibung zugute halten muß. Nach Humanistensitte wird zuerst Phöbus-Apollo angerufen, aber auch Ister, der Gott des herrlichen Stroms. Lynx, der hurtige Luchs, habe der Stadt den Namen gegeben, eine der üblichen etymologischen Spielereien, bei der man die eigene Gelehrsamkeit glänzen lassen konnte. Klein erscheine die Stadt beim ersten Anblick, wenn man die Zahl der Häuser bedenke, größer aber als manche andere sei sie durch Verdienst und Mannheit der Bewohner. Auch Bruschius bereitet die Frage nach der Geschichte von Linz schon Verlegenheit. Er hilft sich mit einem Lobspruche auf Germanien, das sich mit dem Bewußtsein zufrieden gebe, das Rechte getan zu haben.

Prächtig hätten die Fürsten Österreichs die Stadt geschmückt, namentlich Friedrich, Maximilian und Ferdinand, der die hölzerne, durch den Brand zerstörte Stadt „aus Marmor“ wieder aufgebaut, das Schloß um einen Tempel erweitert habe. Bruschius bewährt seine durch Reisen erworbene Kennerschaft in den folgenden dem Hauptplatz gewidmeten Versen, der bis Adolf von Menzel, bis in unsere Gegenwart immer wieder das Entzücken der Beschauer erregt und dessen schönstes Loblied Hermann Bahr in seinem „Selbstbildnis“ gesungen hat<sup>5)</sup>. Größer und herrlicher finde man keinen, so weit man auch wandere am Donaustrande oder an der Elbe, am Rhein.

Tecta, laresque fori pulchro stant ordine, ad altos  
Educti veluti Regia tecta polos,  
Intus adornati celebra testudine, saevus  
Ne Vulcanus eis quid nocuisse queat.  
At foris ingenio, picturis atque decore  
Exulti: ut Regum castra superba putes.

Seine Gebäude sind planvoll gereiht in zierlicher Ordnung, Königspalästen gleich ragen sie stattlich empor. Innen sind sie vielfach geschützt durch feste Gewölbe, Daß des Vulkanus Grimm ihnen gefährlich nicht sei; Außen sind sie durch geschmackvolle Kunst, durch Gemälde und Zierat Herrlich geschmückt, daß du meinst, Könige wohnten darin.

(Ilg.)

Das Rathaus, der Bläserturm am Schmidtor, das Minoritenkloster, die Pfarrkirche, vor deren Altar Friedrichs Herz begraben ist, die städtische Schule werden besucht. Deutlich und klar erkenne man auf den ersten Blick, daß den Bürgern die Ausbildung der Jugend in Sitte, Kunst und Wissen am Herzen liege. Dann geht der Besucher durchs Tor zum Friedhof, der Anlaß gibt, des Jüngsten Tages zu gedenken. Darum verehere und liebe er die Linzer, weil sie der Lehren des Glaubens nicht spotteten und sie nicht verlachten, und darum wolle er die Stadt preisen. Schließlich wendet er sich an den Bürgermeister Hoffmandl, den „mächtigen Konsul“, Schutz und Segen über die Stadt herabflehend.

Das Stadtbild, das Bruschius hier entwirft, hatte damals, zum Teil wenigstens, noch gotischen Charakter, wie ihn die älteste An-

sicht von Linz, die Fresken im Kreisgang des Palazzo vecchio in Florenz erkennen lassen. Diese Ansicht, mit der der Großherzog von Toskana seine Gattin Johanna, die Tochter Ferdinands I., die er 1565 geheiratet hatte, überraschen wollte<sup>6)</sup>, zeigt das gotische Linz mit hohen erkerreichen Giebelhäusern und Satteldächern, die Pfarrkirche mit gotischen Türmen, das Schloß mit Giebeln, Erkern und kleinen Türmen. Freilich hatte der Brand von 1542, auf den sich auch Bruschius bezieht, von etwa 130 Häusern nur 69 verschont und damit schon viel Gotisches zerstört, das sich also nur in Resten erhalten hatte. Dieses Loblied des Bruschius hallt wie ein verlorenes Echo friedlichen Sinns durch eine Zeit, die schon von ganz anderen Mächten bewegt wird. 1563 wird an der Stelle des alten Minoritenklosters der Bau des Landhauses begonnen, der bereits 1571 im ganzen vollendet ist. Dieser schöne Bau im neuen, im Renaissancestil, von dem nach außen nach mehreren Bränden eigentlich nur mehr das Nordportal sich stilrein erhalten hat — Anton von Spaun hat es, nachdem es 1825 schon verrestauriert worden war, 1840 in seiner ursprünglichen Schönheit wiederherstellen lassen —, ist ein Symbol für die Machtverschiebung, die sich in wenigen Jahren vollzogen hat. Das Erbe des Humanismus, die Antike, verbindet sich mit dem neuen Machtbewußtsein der oberösterreichischen Stände zum künstlerisch bedeutendsten Profanbauwerk, das Linz aufzuweisen hat.

Der oberösterreichische Adel, repräsentiert durch den Herren- und Ritterstand, tritt mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts als geschichtsbildende Macht in Erscheinung. Von 1502 an tagen die Landstände regelmäßig in Linz, das von da an auch unbestrittene Hauptstadt des Landes ist. Der Adel ist antihabsburgisch, antidynastisch eingestellt. Er will eine nationale Regierung und geht mit der Reformation. Die humanistische Bildung, um die man sich mit allen Kräften bemüht, ist ihm aber nicht mehr Selbstzweck, sondern Mittel zum Zwecke, eine Waffe im politischen und religiösen Kampfe. Der junge Adel besucht neben den Universitäten von Padua und Bologna, wo man römisches Recht studierte, auch die von Wittenberg und Tübingen. Symptomatisch für diese Wendung ist das am 25. Mai 1521 anläßlich der Hochzeit Kaiser Ferdinands in Linz abgehaltene Turnier, in dem Sebastian von Losenstein den herausfordernden Übermut eines spanischen Gegners dämpfte, ein Vorgang, den u. a. Cremeri später dramatisch behandelt hat<sup>7)</sup>. Der Adel hat auch nicht mehr den Ehrgeiz, von den Römern abzu-

stammen, sondern von den Germanen. So leitet das Haus Starhemberg seine Abkunft von einem Winulph her, der als erster mit Alarich in Rom eingedrungen sein soll<sup>8)</sup>. Auch den Kampf zwischen dem alten und dem neuen Glauben faßte man auf als den zwischen Römer- und Germanentum.

Dieser neue Glaube hatte sich nicht nur in Linz, sondern in ganz Oberösterreich rasch verbreitet. Schon 1521 verlangten die Bürger von Linz bei der Besetzung der Pfarre einen Vertreter der neuen Lehre. Noch siegte die Regierung, aber schon 1526 wurde der Stadtpfarrer wegen lutherischer Lehre zur Rechenschaft gezogen und schon stellten sich die Stände schützend vor ihn. 1540 haben die Lutheraner bereits die Oberhand. Als der Kardinal Gaetano 1596 auf einer Reise nach Polen auch Linz berührt, berichtet das Tagebuch seines Begleiters Johann Paul Mucanto, daß der Kardinal am 24. Mai in Ottensheim genächtigt habe, „dove sono tutti Luterani“, wo lauter Lutheraner sind. Ein Teil des Gefolges war nach Linz vorausgefahren, „città bella e grossa. Era piene tutta di heretici“. Sie war voll von Ketzern, weshalb der Kardinal dort nicht wohnen wollte. Ein einziger Priester habe in der Martinskirche ein Häuflein von 15 oder 20 Katholiken betreut<sup>9)</sup>. Doch nicht nur der neue Glaube hatte Bekenner in Linz. Kaum eine der seit dem 13. Jahrhundert bestehenden Sekten gab es, die nicht Anhänger in Oberösterreich gefunden hätte, wie Patarener, Begharden, Waldenser, Böhmisches Brüder, Donatisten, Adamiten, Lollarden und andere<sup>10)</sup>. Schon 1525 wendet sich Luther in einem Schreiben an die Christen zu Antwerpen gegen die „Sakramentierer“ und Wiedertäufer. Aus der Schweiz vertriebene Wiedertäufer tauchen 1526 in Passau auf, von wo sie auch nach Österreich eindringen. In Salzburg, Steyr, Linz, Stein und Wien gab es Wiedertäufergemeinden. Die erste hatte Johann Hut, der 1527 auch in Linz weilte, in Steyr gegründet, wo sie auch die erste Druckerpresse Oberösterreichs in Bewegung setzten. Auch unter den Wiedertäufern findet man Vertreter des Adels, wie beispielsweise Dorothea von Jörger, die Frau des Landeshauptmanns Wolfgang von Jörger, die der Sekte wenigstens zeitweilig angehörte. 1528 wurden die Wiedertäufer aus Steyr vertrieben und die Gmain im Land ob der Enns begründet, deren Mittelpunkt Linz gewesen ist. Der Schneider Wolfgang Brandhuber, der 1529 mit siebzig anderen Glaubensgenossen hingerichtet wurde, ist der erste Vorsteher. Kopfpreise für die Wiedertäufer

wurden ausgesetzt, 60 fl für den lebenden, 40 für den toten Vorsteher. Die Männer wurden verbrannt, die Frauen ersäuft, ihre Häuser dem Erdboden gleichgemacht, ihre Habe verfiel dem Staate. Wie immer vermochte auch hier Gewalt nichts gegen Überzeugung. 1530 berichtet die Tiroler Regierung, daß alle die grausamen Strafen vergeblich wären, die Wiedertäufer sich selber der Obrigkeit stellten, aber keine Unterweisung annähmen, nicht zu bekehren seien und nichts anderes begehrten als zu sterben. Wir wissen seit den Arbeiten von Troeltsch, wie stark religiös-sektiererische Bewegungen auch immer mit sozialen, ja kommunistischen Ideen verbunden sind. Tatsächlich waren ja die Wiedertäufer dadurch entstanden, daß sie dort, wo Luther sich gezwungen sah, die evangelische Freiheit zugunsten der Institution der Kirche einzudämmen, diese Freiheit auch für das soziale und politische Gebiet in Anspruch nahmen. Es ist eine geistesgeschichtliche Tatsache, die sich immer wieder bestätigt, daß jede seelische oder soziale Bedrückung ihre Sache nur mit den Mitteln und auf den aktuellen Lebensgebieten ihrer Zeit auszufechten vermag. Das aktuellste Lebensgebiet aber war im 16. Jahrhundert das religiöse und die religiöse Ideologie, in deren Schatten nun auch die sozialen Kämpfe — die Bauernkriege sind das sprechendste Zeugnis dafür — ausgetragen werden. Fleisch und Geist, um in der Terminologie dieser Sekten zu reden, Buchstabe und Geist, äußeres und inneres Wort, Mystik und Sozialismus durchdringen sich in diesen religiösen Gemeinschaften. Man wollte das Evangelium nicht nur verkündet haben, man wollte es leben, Ernst machen mit der Gleichheit und Brüderlichkeit des Urchristentums. So lebten die Wiedertäufer in geschlossenen Verbänden, die den Ertrag des gemeinsamen Gutes an alle verteilten, also in einem idealen Kommunismus. Die oberösterreichischen Wiedertäufer waren dabei durchaus ruhige Leute von vorbildlichem Lebenswandel, fleißig, nüchtern, arbeitsam, „pünktliche Zahler, Leute von Wort“, wie sie J. Beck in den „Geschichtsbüchern der Wiedertäufer in Österreich“ charakterisiert. Ihre Armenpflege und öffentliche, gemeinsame Kindererziehung war musterhaft. So wuchs die Gemeinde trotz aller Verfolgungen, da sie sich aus dem städtischen Handwerkerstand immer wieder ergänzte, das ganze 16. Jahrhundert hindurch. Die religiöse Lehre war da eben zum Vehikel sozialer Wünsche und Regungen geworden.

Kein Wiedertäufer im eigentlichen Sinne, aber in vielem mit ihnen einig, war Johannes Bänderlin von Linz, wie er sich nennt, von dem wir weder Geburts- noch Sterbedatum noch seinen Stand kennen, der aber wohl in Linz geboren wurde und sich bis gegen Ende der zwanziger Jahre hier aufgehalten haben muß. Dann hat er das Land verlassen und längere Zeit in Konstanz und Straßburg gewohnt, wo auch die beiden von ihm verfaßten Schriften erschienen<sup>11)</sup>. Sie sind ganz von jenem mystisch-neuplatonischen, pantheistischen Geiste durchflutet, der das sektiererisch-theosophische Schrifttum jener Zeit kennzeichnet, dessen bedeutendster Vertreter Sebastian Franck gewesen ist, der Bänderlin auch in seinem „Weltbuche“ in einem Atem mit Zwingli, Joan Campanus, Schwenckfeld, mit Pikarden, Armeniern und Mesobitern nennt<sup>12)</sup>. Anonym und unterirdisch fließt dieser Ideenstrom durch die Jahrhunderte weiter, bis er in Lessings religiösen Kämpfen um die „innere“ Wahrheit der christlichen Lehre, in Grillparzers Vision eines „inneren“ Ordens, wie er sie im „Bruderzwist in Habsburg“ dem Kaiser Rudolf in den Mund legt, wieder ans Tageslicht tritt. Auf dem Wege dahin ist auch Bänderlin, offenbar ein einfacher Mann, der in der Vorrede zu seiner „Gemeinen Berechnung der Heiligen Schrift“ von sich sagt, daß er sein Leben lang nicht daran gedacht habe, etwas über die Lehre Gottes und des Messias zu schreiben. Wirkliche Wiedertäufer waren die Brüder Christoph und Leonhard Freisleben oder Eleutherobios, wie sie nach humanistischer Sitte ihren Namen gräzisierten. Jener war Schulmeister in Wels, dieser 1524 dasselbe in Linz, aber nicht an einer gelehrten Schule, sondern „an den Kindern des Volkes arbeitend“. Auf beide bezieht sich Luther in seinem Briefe an Wenzel Linck vom 25. Februar 1528 als auf Männer, die aus Oesterreich von Wels bei Linz nach Nürnberg geflohen seien, „scheinbare Katholiken, in Wahrheit giftige Sakramentierer“<sup>13)</sup>. Christoph taucht 1527 in Eßlingen am Neckar auf, 1528 hat er ein wahrscheinlich in Straßburg gedrucktes Büchlein „Von der wahrhaftigen Tauff“ erscheinen lassen. Da er 1539 in dem katholischen Ingolstadt den von ihm übersetzten „Stichus“ des Plautus aufführen ließ, hat er sich wohl aus den Wirren der Zeit gerettet. Auch Leonhard ist mit einem „Kurtzweylichen Lustigen Spil von der Weissheit und Narrheit“, 1550 durch Philipp Ulhart in Augsburg gedruckt, als Dramatiker aufgetreten.

Einen „nidus alles Unhails“ hat Maximilian I. von Bayern das „ob der Ensisch Nöst“ 1620 in der Zeit des böhmisch-österreichischen Aufruhrs genannt. Die oberösterreichischen Stände waren dabei das treibende Element, wobei ihnen die Türkengefahr zu Hilfe kam. 1578 huldigten die Stände Rudolf II., der die Gegenreformation wieder aufgenommen hatte. Als die Regierung energischer vorging, kam es bei der Landbevölkerung zu Aufständen. Die Stände wußten den Bruderzwist in Habsburg klug zu nützen. Seit 1593 regierte Erzherzog Matthias in Linz. 1600 wurden die Jesuiten berufen, 1601 mußten alle protestantischen Prediger das Land verlassen. Als aber Matthias 1605 im Familienrat als Oberhaupt und Nachfolger Rudolfs anerkannt wurde, mußte er den Ständen die Ausübung des neuen Glaubens zugestehen, dessen Duldung in der Kapitulations-Resolution vom 19. März 1609 festgelegt wurde. 1614 berief Matthias den ersten allgemeinen österreichischen Reichstag vom 27. Juli bis 11. August nach Linz, ohne daß ihm jedoch das geforderte Aufgebot gegen die Türken bewilligt worden wäre. Als er am 20. März 1619 starb, setzten die Stände alles daran, die Nachfolgerschaft des streng katholischen Ferdinand zu verhindern und eine Art republikanischer Selbstregierung zu verwirklichen, wobei der politische Gegensatz noch durch den der Bekenntnisse verschärft wurde. Die Stände, die in dem humanistisch gebildeten Georg Erasmus von Tschernembl einen politisch gewandten und gewiegten Führer hatten, schlossen sich an die Böhmen an, gaben sich dem Kaiser gegenüber aber den Anschein strenger Loyalität, wobei Karl von Jörger ihr Sprecher war<sup>14</sup>). Man suchte die niederösterreichischen Stände zu gemeinsamem Vorgehen zu gewinnen, ein förmliches Bündnis mit Böhmen, Ungarn, Mähren sollte abgeschlossen, die nötige militärische Vorbereitung getroffen werden. In Oberösterreich wurde das Aufgebot erlassen, Jörger zum ständischen Oberhauptmann ernannt. Auf dem Pyhrnpaß hatte er die Grenze gegen Steiermark, woher man den Einfall Ferdinands befürchtete, zu sichern. Die Anschläge blieben ohne Erfolg, die Gefahr kam von anderer, unerwarteter Seite. Maximilian von Bayern, dem Ferdinand das Land verpfändet hatte, rückte, ohne viel Widerstand zu finden, ein, besetzte am 4. August 1620 Linz und erzwang am 20. August die Huldigung, bei der er auch den neuen Statthalter, den Freiherrn von Herberstorff, vorstellte. Die Schlacht am Weißen Berge am 8. November besiegelte

vollends nicht nur das Schicksal der Stände, sondern auch der Bauern, deren Aufstand im November 1626 zusammenbrach. Der Traum einer vielversprechenden Entwicklung war zu Ende, ein bitteres Erwachen folgte. Die sich nicht zum alten Glauben bekehren wollten, wanderten aus, kostbare Kräfte gingen verloren. Aber die Zeit, die den Ständen zu freier Wirksamkeit gegönnt war, hatten sie zu nützen verstanden. Es war die große Zeit des oberösterreichischen Adels, der, berührt von dem neuen Geiste, sich ihm gewachsen zeigte, seine geschichtliche Sendung auch im kulturellen Sinne erfaßte. Zwar gab es keine Horaze, die er mäzenatisch hätte begönner und fördern können, aber er tat, was er in solcher Lage tun konnte, er schuf die Voraussetzung dafür, ein groß gedachtes Bildungsinstitut und eine bedeutende Bibliothek. Er bewies echt humanistischen Geist mit seinem historischen Bewußtsein, wenn er die Herausgabe österreichischer Geschichtsdenkmalen ins Auge faßte und mit den seit 1503 regelmäßig geführten Protokollen seiner Sitzungen den Grund zu einem Archiv legte, kurz, er lebte jenes kraft- und selbstbewußte Menschentum, dessen Vorbild der Humanismus in der Antike fand und verkündete, das nun hier aber nicht äußerlich nachgeahmt wurde, sondern diesen Menschen nur zu ihrem eigensten innersten Wesen finden half.

Die entscheidendste Tat auf geistigem Felde war die Gründung der Landschaftsschule. 1543 gestiftet und in Linz eröffnet — den genauen Zeitpunkt kennt man nicht —, wurde sie 1567 in das Minoritenkloster in Enns übertragen, 1574 aber in das Landhaus nach Linz zurückgeführt. Es war in Oberösterreich nicht zu selbständigen humanistischen Schöpfungen gekommen. Man hatte sich darauf beschränkt, in den Geist der Antike einzudringen. Doch kam das humanistische Bildungserbe nun dieser Schule zugute und ist auf diesem Wege fruchtbar geworden. Und man bosselte nicht im kleinen, sondern ging aufs Ganze und nahm das Maß für die neue Gründung an dem damals hochberühmten Gymnasium in Straßburg, das der nicht minder berühmte Pädagoge Sturm leitete<sup>15</sup>). Rasch entwickelte sich die Schule, deren Leiter Dr. Basilius Khüenegger war, der 1570 von Michael Ecklhuber abgelöst wurde. Der Unterricht der damals dreiklassigen Schule war nach dem Muster der sächsischen Schulordnung von Melanchthon organisiert. Nach der Übersiedlung nach Linz wendete man sich an die Inspektoren des

Straßburger Gymnasiums mit der Bitte um Empfehlung eines tüchtigen Leiters. Die Straßburger verwiesen auf den Magister Johannes Memhard<sup>16)</sup> aus Herbrechtingen in Württemberg (1544 bis 1613), der auch berufen und mit 300 fl Jahresgehalt angestellt wurde. Sturm hatte seine „*eruditio literarum et morum urbanitas*“ gerühmt und ihm das „*testimonium modestiae, urbanitatis, literarum atque religionis*“ ausgestellt. 1576 trat er sein Lehramt an. Im Auftrage der Stände arbeitete er eine Schulordnung aus, ganz nach dem Muster Sturms, die er dann seinen Straßburger Freunden vorlegte, worauf Melchior Junius im Sinne Sturms Verbesserungen vorschlug, die Memhard auch berücksichtigte. Das Hauptgewicht des nunmehr auf fünf Klassen erweiterten Unterrichts lag auf der sprachlich-grammatikalischen Ausbildung im Lateinischen, wozu von der vierten Klasse an Griechisch trat. Lehrziel war die *facultas oratoria*, die Eloquenz als Grundlage für jede wissenschaftliche Ausbildung. Besonderes Augenmerk schenkte diese Schulordnung der Methodik des Unterrichts, der kurz und klar sein, sich der Fassungskraft der Schüler anpassen, auf das Notwendige und Wesentliche beschränken soll. Auch faßt sie, in wirklich erzieherischem Geiste, das gesamte Leben der Zöglinge in einer festen Tagesordnung, ihre Verpflegung und Erholung bis zur Verwendung der Tisch- und Bettwäsche ins Auge. Das religiöse Moment spielt eine entscheidende Rolle: „*Est enim pietatis inprimis et diligenter habenda ratio*“. Von Klassikern lasen die Schüler, natürlich in Auswahl, Cicero, Vergil, Horaz, Terenz und Isokrates. Diese Schulordnung, die Lehrplan, Methodik und Studium bis ins kleinste regelte, war ein wohldurchdachtes Werk und damals das modernste, das zu haben war. Etwas anderes war ihre Durchführung, und bald werden Beschwerden laut, daß Memhard, dessen persönliche Lebensführung scheinbar zu wünschen übrig ließ, es damit nicht allzu genau nehme, was mehrfache Eingriffe und Mahnungen der Stände zur Folge hatte, bis er am 16. Februar 1598 selbst um seine Entlassung ansuchte. Unter den Lehrern, die auf seinen Vorschlag berufen wurden, ist der Magister Georg Calaminus (1547—1595)<sup>17)</sup>, ein Schlesier, der bedeutendste. Auch er kam von Straßburg (1578) und brachte als Dichter ein anderes Element der Straßburger Tradition nun auch in Linz zur Geltung, das Schuldrama, das Theaterspiel. Das Straßburger Schultheater war nicht minder berühmt als die Schule. Schon 1578 wurde in Linz der „*Carminus*

sive *Messias in praesepe*“, ein Einakter des Calaminus in Hexametern, gespielt, 1582 wurden ihm die „vnchossten auf die Comedi“ ersetzt, 1587 wieder zwei Stücke von ihm aufgeführt. Aus den Jahren 1611, 1612, 1615 sind weitere Schulaufführungen bezeugt. Auch mit Calaminus gab es Anstände, obwohl man im allgemeinen mit ihm zufrieden ist. Auch er war zu vermahren, daß er den Schulgesetzen „Parier und nachkhome“, auch soll er „nit altiores lectiones, alls captus puerilis ertragen khayn, zu dociren fürnemen“. Calaminus war kränklich, 1579 hatte ihn das Podagra dem Tode nahe gebracht und so wurde ihm gelegentlich der sonst verbotene Auszug aus dem Landhaus „der bissweilen obligenden Leibes Schwachheit halber“ gestattet, aber zugleich eingeschärft, diese Vergünstigung „als zur zimblichkeit zu gebrauchen, damit die selb mehrers zu seines leibs wolfort alss nachtl geraiche“. Mehrfach schlägt man ihm die Erlaubnis zur Heirat ab, bis ihm endlich freigestellt wird, sich „etwa anderer orthen hausshablich nider zu thun“, und er 1584 die Witwe des Bürgermeisters von Freistadt, Wenzel Kirchmaier, heimführen kann. Offenbar fühlte er sich wohl in Linz, da er eine Berufung auf eine Professur für alte Sprachen an der Universität Altdorf ablehnte. 1583 erschienen seine Gedichte<sup>18)</sup>, die er den Ständen widmete und in denen er der Reihe nach die Respektspersonen der Stadt und Regierung besingt. 1595 gab er in Straßburg die Tragödie „*Rudolphus et Otocarus*“ heraus, mit der er zum Vorläufer Grillparzers wurde. Rudolf II. krönte ihn dafür zum Dichter und beschenkte ihn mit seinem Bilde und einem Wappen. Als er nach Wien reiste, um dem Kaiser seinen Dank abzustatten, brachte er den Keim des Fleckfiebers mit, dem er am 1. Dezember 1595 erlag. Einen Teil seiner Bücher, darunter die Tragödien des Sophokles, verwahrt die Wilheringer Stiftsbibliothek.

Der Nachfolger Memhards wurde Dr. Anomaeus, ein Mediziner, dessen Ernennung die Inspektoren gegen ursprünglichen Widerstand der Stände durchsetzten und der das Doppelte des Gehaltes, das Memhard bezogen hatte, erhielt. Da kam 1600 der Auflösungsbeehl. Am 18. März wurde dem Rektor bedeutet, das Schulwesen einzustellen, am 19. Juni wurde er angewiesen, seine Stelle niederzulegen und das Landhaus zu verlassen. Aber die Stände befahlen ihm, den Unterricht fortzusetzen, was weitere Dekrete des Landeshauptmanns zur Folge hatte, die nicht beachtet wurden. Im

Dezember 1601 bat Anomaeus selbst die Stände um Entlassung. Der Schulinspektor trat am 23. Juli 1603 zurück, die Lehrer wurden teils früher, teils später entlassen. Als sich das Blatt gewendet hatte, trafen die Stände sofort Anstalten zur Wiedereröffnung der Schule. Beim Empfang des Königs Matthias anlässlich der Erbhuldigung am 17. Mai 1609 begrüßten ihn bereits ein Schüler der Landschaftsschule als Engel verkleidet, und sieben andere, als Planeten maskiert, in lateinischen Versen. Anomaeus wurde 1610 wieder Rektor, Konrektor der Magister Jordan, den man sich aus Wittenberg verschrieben hatte. Nach Anomaeus' Tode am 28. November 1614 leitete Magister Konrad Rauschart die Schule. 1615 wurden ihm zur Aufführung einer Komödie 200 fl bewilligt. Wie sehr die Landschaftsschule, die sich bereits „in allen fürnehmen Academiis deutscher Nation“ einen Namen gemacht hatte, den Ständen am Herzen lag, geht daraus hervor, daß sie den hochangesehenen Genealogen und Historiker Job Hartmann Freiherrn von Enenkel zum Inspektor bestellten. Die Lehrer, die rasch wechselten, berief man jetzt zumeist aus Wittenberg. Kaum war 1624 der neue Rektor Johann Friedrich Binz ernannt, machte die kaiserliche Verordnung der Landschaftsschule ein Ende.

So hatte sich in Linz ein Kreis von Gelehrten gebildet, dem sich 1613 auch Hieronymus Megiser (1553—1623), ein gebürtiger Stuttgarter, eingliederte<sup>19</sup>). Er hatte in Tübingen studiert, ging 1589 als Lehrer an die ständische Schule nach Graz, wo er mit Kepler verkehrte, wurde dann Rektor des landschaftlichen Gymnasiums in Klagenfurt, lebte, als er Österreich 1590 verließ, in Jena und als außerordentlicher Professor an der Universität in Leipzig, wo er 1612 Frau und Amt verlor. Nun bietet er sich den Ständen an, die in ihm einen vorzüglichen Verwalter ihrer Bibliothek gewinnen und ihn 1615 zum ständischen Historiographen ernennen. Als solcher war er beauftragt, eine „ausführliche Landt-Chronik“ zu verfassen, ähnlich den „Annales Carinthiae“, die er 1612 hatte erscheinen lassen, trug sich aber auch schon mit dem Plan der Edition österreichischer Geschichtsquellen, als deren erste Probe er 1618 Jan Enenkels Fürstenbuch vorlegte. Als der Tod 1619 seinem schaffensreichen Leben ein Ende setzte, hatte er eben noch in der „Deductio pro statibus Austriae superioris“, seinem letzten, nur handschriftlich erhaltenen Werke, das rasch von den Ereignissen überholt wurde, die Rechte der Stände festgelegt.

Er starb als armer Mann, der außer 959 Büchern nur Schuld- und Pfandscheine hinterließ. Die bedeutende und wertvolle Bibliothek der Stände ging im großen Brande von 1800 in Flammen auf. Nur der protestantische Teil hat sich erhalten, da man ihn gesondert aufbewahrt hatte, etwa hundert Bände, Flugschriften religiöser und politischer Natur aus den Reformationsjahren, ein Arsenal von Waffen im Kampfe um die Verteidigung des Glaubens<sup>20</sup>). Die Bibliothek eines ehemaligen Zöglings der Landschaftsschule, des Erasmus von Rödern<sup>21</sup>), gestattet einen Blick auf das, was man las. An Klassikern enthält diese Bücherei Catull, Tibull, Propertius, Curtius, Gellius, Horaz, Justinus, Ovid, Plinius, Terenz, Valerius Maximus, Vergil, Ciceros Briefe, De officiis, De senectute, De amicitia, die Reden Archias, Marcellus, die Ethica und Rhetorica des Aristoteles, Demosthenes, Hesiod, Homer, Isokrates, Plato, die Trachiniae des Sophokles.

Der Bedeutendste dieses Gelehrtenkreises ist Johannes Kepler<sup>22</sup>). 1571 in Magstatt in Württemberg geboren, kam er nach Vollendung seiner Studien an der Tübinger Universität mit zweiundzwanzig Jahren an das Gymnasium nach Graz, wurde 1600 der Gehilfe Tycho de Brahes, des kaiserlichen Astronomen in Prag, und nach dessen Tode sein Nachfolger. Am 3. Juli 1611 starb ihm seine Frau, die er herzlich geliebt hatte, obwohl sie ihn nicht ganz verstanden zu haben scheint, denn wenn er Geld für seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen und Apparate brauchte, hatte es „wol viel beissens und zürnens“ gesetzt, ist aber „nie zu khainer feindschaft khomen“. Der Krankheit seiner Frau wegen wollte er Prag mit einem ruhigeren Orte vertauschen, wofür Linz in Aussicht genommen wurde. Anfang Juni 1611 bot er den Ständen seine Dienste an „in studiis mathematicis, philosophicis et historicis“. Sie griffen rasch zu, denn schon am 11. Juni werden Bestallungsurkunde und Dienstesinstruktion für ihn ausgefertigt. Er kann die in Prag begonnenen Tabulae Rudolphinae in Linz fortsetzen, soll aber mit seinem Wissen auch der Landschaftsschule nützlich werden. Auch „die Aufrichtung und Verfassung“ einer Landmappe wird ihm aufgetragen, also mehr als genug. Für seine Frau war es zu spät. Sie ließ ihn mit unmündigen Kindern allein. Der Kaiser, der schon mit bedeutenden Besoldungsrückständen sein Schuldner war, wollte ihn nicht ziehen lassen. Matthias aber, der ihn nach Rudolfs Tode als kaiserlichen Hofastronomen bestätigte, gestattete seine Über-

siedlung nach Linz. Hier vermählte er sich mit Susanne Reuttinger aus Eferding — Johann Nepomuk Vogl hat ihr die Ballade „Suschen von Everding“ gewidmet —, einem armen Mädchen ohne Stand und Verwandtschaft, das aber im Starhemburgschen Pensionate eine gute Erziehung genossen hatte. Die Jahre, die Kepler in Linz verbrachte (1612—1626), gehören zu den fruchtbarsten seines Lebens. Mit der „Nova stereometrica dotiorum vinariorum“, der Weinflaßrechnung, die ihre Entstehung einem lokalen Anlaß verdankt, setzt hier sein Schaffen ein. Das ganze Ufer der Donau war im Herbst seiner Ankunft infolge einer außerordentlich reichen Weinernte mit Weinfässern belegt, die zu billigem Preise feilgeboten wurden. Da verlangte es, wie man aus der Vorrede erfährt, seine Pflicht als Gatte und Familienvater, sein Haus mit dem notwendigen Trunk zu versehen und etliche Fässer in seinen Keller schaffen zu lassen. Dabei beobachtet er, wie der Küfer nur mit einer schräg gestellten Meßrute das Volumen des Fasses bestimmt. Das reizt den Mathematiker, diese für den Haushalt so praktische Methode wissenschaftlich zu überprüfen. Die 1613 abgeschlossene Schrift ist dann 1616 in deutscher Sprache unter dem Titel „Auszug aus der uralten Messekunst Archimedis“ erschienen. Es war das erste Werk des Buchdruckers Hans Planck aus Erfurt, der am 26. Jänner 1615 von den Ständen als Buchdrucker aufgenommen worden war. Mit ihm beginnt der Buchdruck in Linz. Der Doppelaufgabe, Landmappe und Tabulae, war auch ein Kepler nicht gewachsen. So stellte er die Stände 1617 vor die Wahl, indem er auf die Schwierigkeiten hinwies, welche die Arbeit an den Tabulae, an denen Brahe bereits 38 Jahre gearbeitet hatte, verursachten, da man sie nicht wie eine Komödie oder ein poema auf bloße Einfälle hin machen könne, welche von den beiden Arbeiten er zuerst ausführen solle. Die Stände entschieden sich für die Tabulae und wiesen die Vollendung der Landmappe einem gewissen Holzwurm zu, der sie auch fertigstellte. In Linz hat Kepler das dritte der nach ihm benannten Gesetze gefunden, daß sich die Quadrate der Umlaufzeiten der Planeten zueinander verhalten wie die Kuben ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne. Aber die Arbeit an den Tabulae, die er 1624 vollendete, erschöpfte lange nicht seine Arbeitskraft. 1617 erschien der erste Teil der „Epitome astronomiae Copernicanae“, der Grundriß der Kopernikanischen Astronomie, der sie eigentlich erst allgemeingültig machte, weshalb er auch schon 1619 auf den

Index kam. Zwei Jahre später vollendete er seine „*Harmonice mundi*“ („Weltharmonik“), sein naturwissenschaftlich-philosophisches Werk, in dem seine wissenschaftlichen Erkenntnisse die Grundlage seines weltanschaulichen Bekenntnisses bilden. 1617 bis 1619 brachte Planck den ersten Teil seines Ephemeriden-Werkes heraus, dazu kamen kleinere astrologische Gelegenheitschriften, Kalender, Prognostica, denn „es sieht aus, als ob die Mutter Astronomie sich von der Dirne Astrologie unterstützen lassen müsse“. Es scheint ihm dies immer noch anständiger als zu betteln, und es ist ein Zeugnis seines noblen Denkens, wenn er glaubt, so auch die Ehre des Kaisers zu schonen, der ihn vollständig im Stiche lasse, so daß er Hungers sterben könne. Alles das, wozu noch die Lehrtätigkeit an der Landschaftsschule kam, gelang trotz der Aufregungen, die ihm der Hexenprozeß seiner Mutter verursachte, der ihn seit 1615 in Atem hielt. Die alte, wohl etwas sonderbare Frau hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihrem Sohne aus dem in Silber gefaßten Schädel ihres verstorbenen Mannes ein Trinkgefäß machen zu lassen, außerdem hatte sie sich als Kurfürscherin betätigt, Grund genug, sie zur Hexe zu stempeln. Kepler griff selbst in das Verfahren ein, die Mutter kam zu ihm nach Linz, kehrte dann aber wieder zurück, um den Schein eines schlechten Gewissens zu vermeiden. Kepler reiste zweimal nach Württemberg, ohne verhindern zu können, daß die 74jährige Mutter gefänglich eingezogen, mit Ketten in der Zelle angeschlossen wurde und ein Fakultätsgutachten der Tübinger Fakultät für *peinliche Befragung* entschied, bei der die Angeklagte aber „durch die ausgestandene Territion die Indicien purgierte“. Sie wurde daraufhin freigelassen, starb aber schon nach wenigen Monaten. Übrigens galt Kepler selbst als Häretiker und war vom Abendmahl ausgeschlossen, weil er in einigen Punkten von der Konkordienformel abwich, was den tiefreligiösen, wenn auch nicht dogmatisch gebundenen Mann sehr bekümmerte, ohne daß er es erreichen konnte, in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Ein „Schwindelhirnlein“ und „letzköpflin“ nannten ihn seine Gegner, die in dieser Sache berufen waren, ein Urteil abzugeben, ahnungslos, als welches Geistes Kind sie sich selbst damit bekannten.

Trotz der Gegenreformation kehrte Kepler im November 1621 aus Württemberg nach Linz zurück. „Ich darf dieses mein zweites Vaterland“, schreibt er am 29. August 1620 an Bernegger, „wegen

des Schimpfes, den es gegenwärtig erleidet, nicht einfach verlassen, wenn ich nicht undankbar erscheinen will — falls ich nicht dankbarer bin, wenn ich ihm nicht weiter zur Last falle. Darüber muß es selber entscheiden“. Seine Arbeiten freilich mußten nun mit Ausnahme eines Schreibkalenders und eines Prognostikums auswärts erscheinen. Als kaiserlicher Hofbeamter war Kepler zwar von den gegenreformatorischen Maßnahmen der Ausweisung nicht betroffen, aber sie machten sich sonst sehr drückend für ihn bemerkbar, außerdem verlangte die Misere seiner Besoldung sowie der Druck der Tafeln immer wieder seine Abwesenheit. Man versiegelte ihm schließlich seine Bücher, ohne die er doch nicht arbeiten konnte, der Bauernkrieg und die Belagerung der Stadt waren auch der gelehrten Arbeit nicht sehr förderlich. So zog er November 1626 nach Ulm, um dort den Druck seiner Arbeiten zu überwachen, kehrte aber im Juni 1628 noch einmal nach Linz zurück, um den Ständen seine Tabellen zu überreichen und sich aus ihren Diensten zu verabschieden. Sie erwiderten die Gabe mit einer „Verehrung“ — er erhielt 200 fl —, wie er sie von dem schwer geprüften Lande nie erwartet hatte. Mit seinen Besoldungsansprüchen wurde er an den Herzog von Mecklenburg, Wallenstein, verwiesen, der ihn an die Universität Rostock abzuschicken versuchte. Kepler aber nahm die angebotene Professur nicht an, sondern ging nach Sagan. 1630 starb er in Regensburg, wo er vor dem Reichstage vergeblich seine Ansprüche vorbrachte. Zum Freundeskreise Keplers gehörte auch — er war Pate dreier Kinder Keplers — der Jurist Dr. Abraham Schwarz, der 1608 nach Linz kam und im Auftrage der Stände die oberösterreichische Landtafel verfaßte, d. h. was auf Grund des bestehenden Landesbrauchs als Rechtens angesehen wurde, redigierte. Diese authentische Quelle des öffentlichen und privaten Rechtes wurde 1616 vollendet und bildet den Beginn der einheimischen Gesetzgebung.

Ist bisher von den Lehrern der Landschaftsschule die Rede gewesen, so sei nun auch eines ihrer Schüler gedacht, des Christoph von Schallenberg (1561—1597) von Schloß Piberstein im Mühlviertel, eines Schülers des Calaminus<sup>23</sup>). Er hatte in der Landschaftsschule seine erste Ausbildung erhalten, dann die Universität Tübingen und Italien besucht und wurde, heimgekehrt, kaiserlicher Truchseß und Statthalter von Niederösterreich. Er gehört zu jenen „vorbarocken“ Dichtern, die Opitzens „Buch von der deutschen

Poeterei“ nicht gebraucht hätten und dem der Vers von selbst anmutig und klangvoll aus der Feder floß. Seine Gedichte sind reifstes 16. Jahrhundert und schon auch überhaucht vom Morgenrot barocken Zaubers, das bedeutendste Zeugnis österreichischer Lyrik seit dem Minnesang, auch diesmal immer wieder durchklungen vom Ton der Volksweise. Auch die Antike wird eigentümlich von ihm erlebt, wenn er Christus mit ihr verschmilzt. Mit klugen, spöttischen Augen schaut er in die Welt, der schärfste Feind der Jesuiten. Es waren wurzelechte, kräftige Keime, die hier an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert in die Halme schossen und eine schöne Blüte heimischen geistigen Lebens versprachen. Linz wirkte damals wie ein Magnet, der andere gleichgerichtete Bestrebungen in sein Kraftfeld zog. Nicht auszudenken, was für ein Sommer bei ungebrochener Entwicklung aus diesem Frühling hätte werden können, wenn diese Landschaftsschule sich zu einer Universität, zu einem Sammelpunkte geistigen Lebens entwickelt hätte. Das Schicksal hatte es anders bestimmt. Die Gegenreformation vernichtete mit einem Schlage solche Hoffnungen und Träume, viele der besten Köpfe gingen dem Lande verloren, Träger des besten Blutes mußten es verlassen oder gingen im Bauernkriege zugrunde.

Als der Kaiser 1624 die Auflösung der Landschaftsschule verfügte, war ihr schon längst ein Konkurrent in dem Gymnasium erstanden, das die Jesuiten 1608 eröffnet hatten. Der Jesuitenpater Georg Scherer, der sich durch zahlreiche Bekehrungen, darunter die Khlesls, bewährt hatte, war 1600 nach Linz beordert worden und hatte dort am 23. April, am Sonntag Jubilate, zu predigen begonnen<sup>24</sup>). In bewährter Praxis bemächtigten sich die Väter Jesu sogleich des Erziehungswesens, zunächst der Normalschulen. Am 14. Jänner 1608 machten sie im Hause der Heiligen Dreifaltigkeit ein Gymnasium auf, das anfangs nicht mehr als acht bis zehn Knaben besuchten. Auch neun ihrer Zöglinge begrüßten Matthias am 17. Mai 1609 als Musen verkleidet mit lateinischen Sprüchen. Durch Schenkungen gefördert, entwickelte sich die jesuitische Niederlassung rasch zu einem Kollegium, das 1625 bereits zwanzig Mitglieder zählte. 1629 wurde die Schule ins Landhaus, 1631 ins ehemalige Anomaeische Haus in der Schmidgasse, das ihnen die Stände überlassen hatten, verlegt. Mit der fünften Klasse wurde 1623 das Gymnasium vollständig. Es umfaßte nach dem einheit-

lichen Studienplan der Jesuiten die sogenannten *studia inferiora* mit drei Abteilungen, der *infima*, *media* und *suprema*, Grammatik, Poesie und Rhetorik. Jede Klasse hatte für alle Gegenstände denselben Lehrer. Ein erprobtes Erziehungs- sowohl wie Propagandamittel waren die lateinischen Schulaufführungen. 1621 wurde das erste Lustspiel gegeben, 1642 „Wamba sive Bamba, Hispaniae olim rex“, 1649 der „Untergang Absaloms“ von Ignaz von Thonhausen. Natürlich wurde viel öfter, wahrscheinlich regelmäßig gespielt. Philosophische, theologische und juridische Fächer erweiterten 1669 das Gymnasium zu einem „Lyceum“, das 1674 sogar das Recht erhielt, den *gradus baccalaureatus et magisterii ex philosophia* zu verleihen, wovon aber kein Gebrauch gemacht werden konnte, da die Organisation einer Fakultät ja in Wirklichkeit fehlte. Hand in Hand mit der allmählich wachsenden Kritik an der Schule ging der wachsende Einfluß des Staates, der auch eine stärkere Betonung des Deutsch-Unterrichtes durchsetzte. Nach der Auflösung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 blieb geistlicher Einfluß bestehen. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde er allmählich zurückgedrängt, bis der „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich“ vom 9. Dezember 1854 eine für den ganzen Staat geltende Regelung brachte.

Das geistesgeschichtliche Ergebnis der mit dem Beginne des 17. Jahrhunderts einsetzenden Gegenreformation ist im ersten Viertel des Jahrhunderts dies, daß zwei Kulturströmungen nebeneinander herlaufen, die zwar beide den Humanismus zur Grundlage, sonst aber nichts Gemeinsames haben. Diese beiden Kulturkreise finden ihren Ausdruck im Schultheater der Landschaftsschule, bzw. des Jesuitengymnasiums: dort humanistisch, renaissancehaft, protestantisch mit der dem protestantischen Schuldrama eigentümlichen Rhetorik, hier katholisch-barock mit weltanschaulicher, propagatorischer Tendenz, eine Überschneidung zweier Stile, die nun auch im Lebensgefühl, im Welt- und Stadtbild einander abzulösen beginnen. Das gotische und für einen geschichtlichen Augenblick renaissancehafte Linz wird barock. Die Abhängigkeit der Jesuiten von den Ständen und vom Magistrat sowie die zunächst ablehnende, ja kämpferische Stellung des überwiegenden Teiles der Bevölkerung nötigten die Jesuiten, sich vorerst äußerlich nicht allzuweit vom humanistischen Drama zu entfernen. Der Umstand, daß sie sich hier den Prunk der *ludi caesarei* mit ihrer barock-

rauschhaften Verschmelzung von Dichtung, Musik und Malerei nicht leisten konnten, ergab von selbst den Zwang, sich auf der einfacheren Linie des Schuldramas zu halten. Vom Spielplan der Landschaftsschule können wir uns mangels von Nachrichten im einzelnen keine rechte Vorstellung machen. Eine günstige Analogie bieten die Verhältnisse der Stadtschule in Steyr, wo die protestantischen Rektoren Thomas Brunner und Georg Mauritius selbst Dramen verfaßten. Doch wissen wir, daß die Stücke von Sixt Birk, Crocus, Grinwald, Macropedius, womit eben der Rahmen des protestantischen Schuldramas, wie es namentlich in Sachsen sich entwickelt hatte, gegeben ist, in den Händen protestantischer Linzer Lehrer waren. Als die Landschaftsschule als Konkurrentin nicht mehr in Betracht kam, zeigte es sich, daß das humanistische Erbe auf den Ordensbühnen Oberösterreichs, vor allem Kremsmünsters, eine Stätte gefunden hatte, wobei die Barockisierung sich dort mehr auf die bühnentechnische Gestaltung beschränkte. Das Jesuitendrama unterscheidet sich grundsätzlich von dem der Benediktiner. Es ist international, Ergebnis einer Dramaturgie, die für die Jesuiten auf Grund allseitiger Erfahrung allerorts, ohne Rücksicht auf die jeweils besonderen Umstände, normative Geltung hatte. Es ist akademischer, bindingsloser als das mehr geschichtliche, bodenständigere Drama der Benediktiner. Titel dürfen da nicht täuschen. Wenn beispielsweise 1736 die Jesuiten einen St. Florianus spielen, so tun sie das dem Abt von St. Florian, Wiesmayr, dessen Gunst sie sich zu erhalten wünschen, zu Ehren, nicht aber weil sie etwa an bodenständige Vorstellungen anknüpfen wollen. 1762 wurden die öffentlichen Schulaufführungen verboten. Nun strömen barocke Elemente ins lebendig gebliebene Volksschauspiel ein wie etwa in den Stücken des Paters Maurus Lindemayr im Kloster zu Lambach, des ersten Mundartdichters, der das Gymnasium in Linz besucht und dort das Jesuitendrama kennengelernt hatte, oder wie in Kremsmünster 1765, wo das Theaterspielen einfach auf die Bürger übergeht. Während auf den Klosterbühnen die geschichtlichen Stoffe überwiegen, halten sich die Jesuiten im großen und ganzen an ihr internationales Programm, ihre Märtyrer- und Abfallsdramen, wie Eustachius, Venefrida, Staurophilus, Polyceutes, ihre Legendendramen, wie St. Barbara, Caecilia, ihre biblischen, wie Absalom, David, ihre weltlichen, wie Wamba, Bacqueville, Athalia, Chosroes II., ihre Allegorien. Verwenden sie historische Stoffe, so stehen

sie im Dienste der Tendenz. Was hier in Erscheinung tritt, könnte man als eine Spaltung der barocken Sphäre in einen Jesuiten- und einen Benediktiner-Barock bezeichnen, deren Grenze weiter zu verfolgen eine von der Geistesgeschichte erst zu lösende Aufgabe darstellt, eine Wesensspaltung, die man hier geradezu als Gegensatz von Stadt und Land, von Bildungs- und Volkspoesie bezeichnen könnte. In den Großstädten entfaltet sich der Jesuitenbarock, der in Linz schon deshalb ohne tiefere Wirkung blieb, weil er sich in der Kleinstadt gar nicht richtig entfalten konnte, auf dem Lande, in den Klöstern, bei den Benediktinern erbildet sich eine erdgebundene Form, die dann auch willig in die Volkskunst übergleitet. Im Geistesleben von Linz hat der Barock keine bleibende Spur, keine Dichtung von dauerndem Werte hinterlassen, dem Stadtbild aber gab er das noch heute entscheidende Gepräge, man denke an den Bischofshof, ein Werk Prandauers, an das nach Plänen von Lukas von Hildebrandt von Johann Michael Prunner erbaute Seminar-kirchlein, an die Pestsäule am Hauptplatz, an die Barockisierung der Kirchen, an Raffael Donners Plastiken, an die Gemälde der beiden Altomonte, des Kremerschmidt, Sandrarts u. a., um nur das Augenfällige zu nennen. Während das Ende des Jesuitentheaters auch das einer geistesgeschichtlichen und Stilepoche bedeutet, eben des Barock, werden wertvolle Bestandteile des Barock von der Volkskunst absorbiert, die auf dem Linzer Theater im Stegreifspiel, im Hanswurst-Stück weiterlebt, in der volkstümlichen Spieltradition überhaupt, die heute noch gar nicht zu überblicken ist. Die Geschichte des Linzer Theaters aber erfordert ein eigenes Kapitel, „wenig Blätter Freuden, ganze Hefte Leiden“<sup>25)</sup>.

Dank mühsamer Einzelforschung, die auch auf diesem Felde immer mit der Vernichtung wertvollen Quellenmaterials sich abzufinden hat, beginnt sich das Dunkel über den Anfängen des Linzer Theaters allmählich zu lichten. Für das 17. Jahrhundert freilich sieht man sich noch immer auf einige wenige Daten angewiesen: 1600 spielen englische Komödianten in Linz, vielleicht handelt es sich um die Truppe des John Green, dreizehn Jahre später die des John Spencer. 1614 hat der Kaiser anlässlich des Reichstages „wellische“ Komödianten aus Italien kommen lassen, im Oktober 1633 finden sich die Innsbrucker Hofkomödianten ein, die durch den Tod Ferdinand Karls ihr Brot verloren haben, 1699 wird Titus Andronicus aufgeführt. Das ist alles, wenig genug. Wir wissen nur

noch von Verordnungen, die sich gegen die heimischen Spieltraditionen richteten. So wurde der Rat der Stadt angewiesen, die „Bauern“-Spiele und andere Komödien abzustellen, das Stern- und Weihnachtssingen, den Schiffern das Weihnachtsspiel zu verbieten. Gewiß haben aber schon im frühen 17. Jahrhundert Wandertruppen zu den Jahrmarktszeiten gespielt.

Schon 1670 stellten die Stände ihre Reitschule zur Verfügung, wonach sich der Stadtrat, der sich zuweilen weniger theaterfreundlich bezeugte als der Adel, bequemen mußte, den Truppen einen Platz „am Wasser“ anzuweisen. 1687 spielt beispielsweise die Eggenbergische Truppe schon zum fünften Male. 1752 mußte die Stadt im Auftrag der Stände ein Theater errichten. Sie tat es an der Stelle des Hauses Zollamtsstraße 3, indem sie eine Scheuer dafür adaptierte. „Das Theater befindet sich an der Donau und sieht von außen einer Fruchtscheuer ganz ähnlich. Aber desto besser läßt es sich von innen sehen“, berichtet die k. k. allgemeine privilegierte neue Realzeitung von 1777. „In der Hauptstadt“, heißt es weniger freundlich in der 1779 erschienenen Satire ‚Anselmus Rabiosus‘ Reise nach dem Kürbislande‘, „hat man sinnreicherweise einen Ochsenstall in ein Schauspielhaus verwandelt und diesem die Form einer chinesischen Mausfalle gegeben<sup>26)</sup>“. Und dies trotz dem mit Hilfe der Stände durchgeführten Umbau von 1761! 1786 wurde dieses „Wassertheater“, wie man es nannte, durch eine Überschwemmung fast völlig zerstört, so daß man von 1787 an im neuen Ballhause spielte. Für das 18. Jahrhundert fließen die Quellen schon reichlicher und verdichten sich gegen die Mitte des Jahrhunderts. Namen von Truppen und Prinzipalen sind von 1702, freilich nicht in lückenloser Folge, überliefert, einzelne Höhe- und Lichtpunkte treten hervor. Von 1722 bis 1724 spielte der berühmte Hanswurst Prehauser, der in Wien der Nachfolger Stranitzkys, des Schöpfers der Rolle, geworden war, 1728 der noch berühmtere Felix Kurz, der den Hanswurst ins Bernardonische abgewandelt hatte, dem Prinzipal Johann David Herrgauss verdankt man das erste Personenverzeichnis, Gerwaldus von Wallerotti (auch Pellerotti genannt) ein ausgebautes Repertoire. Im Sommer 1743 ist, wohl auf Einladung der Stände, die berühmte Operngesellschaft des Pietro Mingotti in Linz, drei Operntexte, in Linz von Feichtinger gedruckt, haben sich erhalten: „Venceslao“ von Scalabrini, „Siroe re di Persia“, aufgeführt in Anwesenheit der Kaiserin Maria

Theresia, und „Hypermestra“, der erste Höhepunkt des Linzer Theaterlebens, von dem wir wissen. 1747 bleiben „Prager Komödianten“ zum ersten Male ein ganzes Jahr, drei Jahre hält sich Josef Sebastiani (1761—1763), dessen Mitarbeiter Johann Heinrich Friedrich Müller 1763 nach Wien berufen und später Mitglied des Burgtheaters wurde. In seinem „Abschied von der k. k. Hof- und Nationalbühne“ (Wien 1802) berichtet er auch über die in Linz verbrachte Zeit. „Linz soll dein Vorbereitungsort werden“, sagt er sich, „mit Eifer will ich da Geschmack, Sitten, die Gefühle und Gebräuche der Österreicher kennenzulernen versuchen, um mich der Ehre würdig zu machen, die größte Bühne Deutschlands zu betreten“, ein Schicksal, das Linz und anderen Provinzbühnen immer wieder begegnen wird, daß gerade die besten Kräfte von anderen, größeren Bühnen weggeholt werden. Sebastiani hatte eine treue Anhängerschaft von fast zweihundert Offizieren der sächsischen Armee, „welche sich selbst aus der preußischen Gefangenschaft ranzioniert und von der höchstseligen Kaiserin Maria Theresia, ohne zu Diensten verpflichtet zu sein, hier die ihren Charakteren angemessene Gage bezogen<sup>27)</sup>“. Durch die „besten regelmäßigen Stücke“ hatte Sebastiani Beifall gefunden, weshalb man ihn zu halten versuchte. Er war auch bereit, Müller sein Theater zu überlassen, der das aber nicht annahm. Um die Mitte des Jahrhunderts, des aufgeklärten, entbrannte ja auf dem deutschen Theater allenthalben der Kampf gegen das Stegreifspiel, gegen das nur zu oft unflätige Treiben des Hanswurst, um schließlich mit dem Siege des „regelmäßigen“ Stückes zu enden. Nun ist Hanswurst mit seiner Nachkommenschaft in Österreich barockes, vom Lebensgefühl des Volkes durchformtes Erbe und daher auch, namentlich in seinen verfeinerten Entwicklungsformen des Bernardon, Burlin, Thaddädl, Kasperl, Staberl und wie sie alle heißen, nie ganz vom Theater verschwunden, in sublimierter Form bei Raimund, dem großen Volksdramatiker, als Küchenjunge Leon in „Weh dem, der lügt“ noch bei Grillparzer in die Dichtung hohen Stils eingegangen. Aber einer „Reinigung“ von zotenhafter Verrohung konnte sich natürlich auch das österreichische Theater nicht entziehen, ein Bestreben, dem ja das Burgtheater sein Entstehen verdankt. Chr. G. Klemm hatte 1762 in Wien, wo Sonnenfels das Dogma der Aufklärung predigte, den Kampf aufgenommen, Sebastiani aber wird kaum mehr als einen schüchternen Versuch in

dieser Richtung gewagt haben und im übrigen sicherlich auch die volkstümliche Dramatik der Hanswurstiaden, der Zauber- und Possenspiele, die dem Stegreifspiele Gelegenheit zur Entfaltung boten, gepflegt haben. Wie zäh das Publikum an diesem *seinen* Theater hing und wiesehr es sich dem regelmäßigen Stücke, der „Literatur“, widersetzte, zeigen die immer wiederkehrenden Rückfälle ins Stegreifspiel und die amtlichen Warnungen und Mahnungen. Übrigens hatten sich in Linz, wie ähnlich in Wien, nur in sehr viel bescheidenerer Weise, die beiden Bereiche getrennt, so daß nachmittags Hanswurst in der „Kreuzerkomödie“, wie sie nach dem Eintrittspreis, der aktweise bezahlt werden mußte, hieß, abends die Truppe spielte. Wie gemütlich es aber zuweilen auch hier zuging, berichtet eine von der „Historisch-kritischen Theater-Chronik“ (1774) überlieferte Anekdote: „In Linz wurde einst die Erschaffung der Welt vorgestellt. Man suchte dabei die Kostüme soviel wie möglich zu beobachten und ließ sich besonders angelegen sein, an den Baum wirkliche Früchte zu hängen. Der erste Akt war noch nicht ganz zu Ende, als ein Spaßvogel im Parterre sich heimlich aufs Theater schlich, auf einmal hervortrat und, ganz neu-modisch gekleidet, Herrn Adam in dem natürlichen Gewande einen tiefen Bückling machte. ‚Sein Diener, Herr Vater Adam!‘ rief er, darauf kehrte er sich gegen die Zuschauer. ‚Meine Herren‘, sagte er, ‚ich bin Adam und Evas erster Sohn und habe von ihnen die Erbsünde zum Patengeschenk erhalten, wundern Sie sich also nicht, wenn ich gleich nach der Frucht greife‘. Er hatte dies kaum gesagt, so nahm er auch wirklich einen Apfel vom Baum und aß ihn mit großem Appetit. Dieses verursachte unter den Zuschauern ein so lautes Lachen und Händeklatschen, daß die Erschaffung der Welt nicht mehr vor sich gehen konnte<sup>28</sup>).“ Jedenfalls vermochte sich das regelmäßige Drama nicht mit einem Schlage durchzusetzen, auch nicht unter den Nachfolgern Sebastianis Sartori, Koberwein, Weidmann (1766—1770), der noch immer als *Bernardon Triumphe* feierte, Max Scholz, dem Darsteller des Franz Moor bei der Berliner Uraufführung der „Räuber“, der nach Weidmann mit seinem Schwiegervater Tilly die Direktion übernommen hatte. 1773 begann man wieder einmal das Extemporieren aufzugeben und sogenannte „studierte“ Stücke zu spielen in Übereinstimmung mit dem Landesgesetz, das in den Erbländen „den Bernardonischen, Burlinischen, Riplischen, Kasperlianischen Späs-

sen“ ein Ende machen sollte. Die Wirklichkeit freilich war stärker als der reformatorische Eifer der Regierung und so kam es trotz allem guten Willen immer wieder zu den alten Entgleisungen.

Da griff der Mann ein, der weit ausblickend als Begründer des ständigen Theaters auch zu den Schöpfern des neuen Theaters überhaupt gehört, der Landrat und Landesanwalt Achaz Freiherr von Stiebar, der das Theater von 1766 bis 1779 in Obhut nahm. Sein Programm war: Übernahme des Theaters in ständische Verwaltung, ganzjähriger Betrieb mit wöchentlich drei Vorstellungen, Pflege des geläuterten, regelmäßigen Schauspiels, Hebung des Geschmacks und der Theaterfreudigkeit des Publikums, Schaubühne als moralische Anstalt. Gemeinsam mit dem Freiherrn Pocksteiner von Woffenbach pachtete er das Theater, dessen artistische Leitung einem „Direktor“ übergeben wurde, während die Verwaltung dem Unternehmer und Pächter, der „Impressa“, der „Entreprise“ vorbehalten blieb. „Der Gusto von denen Bürgern und gemeinen Leuten“ hatte zur Folge gehabt, daß die Prinzipale mit ihrem anderen, gereinigten Gusto sich nicht hatten halten können oder in Schulden gerieten. Stiebar ging daher der Wurzel des Übels zu Leibe, wenn er bei den Ständen einen Jahreszuschuß von 400 fl durchsetzte und dem Theater durch den sehr modernen Gedanken einer Besteuerung der Vergnügungsbetriebe zu dessen Gunsten neue Hilfsquellen erschloß, wenn er endlich die Gründung einer Theater-Sozietät, einer Art Aktiengesellschaft anregte, die an Gewinn oder Verlust Anteil haben sollte. Der Landeshauptmann Graf Christoph Wilhelm Thürheim (1731—1809), ein Freund des Theaters, bewilligte den Entwurf und trat selbst als ihr oberster Direktor in die Gesellschaft ein. Ostern 1772 übernahm „die adlige Impressa“, die dem Theater allein 3000 fl zubrachte, die Geschäfte. Nun betrieb Stiebar den Theaterbau, wofür der Landschaftsingenieur Vaultrin bereits einen Plan entworfen hatte. Noch kam es nicht dazu, wie ähnlich 1786, obwohl der Kaiser schon seine Zustimmung gegeben hatte, da andere Bauten dringlicher erschienen, und abermals 1792, wo man den Frieden abwarten sollte, aber die Forderung nach einem Neubau verstummte nun nicht mehr. Selbstverständlich sollte sich der Spielplan der neuen Richtung anpassen. Scholz, selbst ein gefeierter Hanswurst-Darsteller aus der Schule Kurz-Bernardons, legte den grünen Hut nieder. 1773 kam unter seiner Leitung die erste klassische Aufführung der Linzer Bühne

mit „Minna von Barnhelm“ zustande. Aber durch die so verheißungsvolle Entwicklung machte nun die Kaiserin einen Strich, da sie es für unpassend erklärte, daß der Adel sich mit solchen Dingen befasse, die er den unteren Ständen überlassen solle. Ja sie ging ins Einzelne und drang darauf, daß die Tilly-Truppe ihrer „Ausschweifungen“ wegen entlassen werde, wodurch das Theater seine besten Kräfte verlor. Die Sozietät mußte sich 1777 auflösen, Stiebar zwei Jahre später die Unternehmung aufgeben, da auch die jährliche Unterstützung durch die Stände auf Befehl der Regierung eingestellt werden mußte. Rückschläge in jedem Sinne waren daraufhin unvermeidlich, so daß sich bei der Ausschreibung 1779 auch kein neuer Unternehmer mehr meldete. Damit war es auch mit dem ständigen Theater vorbei und Wandertruppen, Seipp, Schikaneder<sup>29)</sup>, Koberwein, Bulla, lösten einander wieder ab. Erst Graf Rosenberg, dem 1782 Adel und Bürgerschaft ein Kapital zur Verfügung stellten, brachte wieder ein ständiges Ensemble zustande, dessen Direktion David Borchers, den Lessing im 19. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie“ gewürdigt hatte und dessen er noch 1777 in seinem Entwurf einer Mannheimer Nationalbühne gedachte, bis 1785 übernahm. Die unter seinen Nachfolgern Lasser und Apelt mehr und mehr absinkende Bühne riß Franz Glöggl, ein gebürtiger Linzer, noch einmal in die Höhe, die schon der letzte Direktor des alten Theaters, Johann Georg Dengler (1797—1802) nicht mehr zu halten vermochte. Schwer zu kämpfen hatten die Truppen mit dem 1777 von Johann Böckl in der Nähe des Stadtheaters, d. h. des Ballhauses errichteten „Sommertheater“, einer Bretterbude, wo Hanswurst unter dem fröhlichen Beifall der Majorität sein altes Wesen weiter trieb. 1802 berichtet die „Zeitung für die elegante Welt“: „Einzig die Geister- und Teufelsspektakel machen noch ihr Glück. Bei den trefflichen Ifflandschen Produktionen findet man — leere Bänke. Überdies leidet auch die Gesellschaft Mangel an fähigen Subjekten“. Erst der große Brand vom 15. August 1800 brachte auch die Frage des Theaterbaus ins Rollen. Man hatte erkannt, welche Gefährdung für die Zuschauer der alte Bau bedeutete. Nach Genehmigung durch die Regierung am 1. November 1800 wurde nach dem Vorbild von Schikaneders Theater an der Wien mit dem Bau begonnen.

Wichtiger als die Frage, wer gespielt hat, wäre die nach dem Was und Wie dieses Spiels. Sie kann erst für die beiden letzten

Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts und auch da nur unzulänglich beantwortet werden. Jene satirische Reisebeschreibung nach dem Kürbislande berichtet: „Übrigens hat die Nation ihren eigenen dramatischen Geschmack. Die Stücke müssen meistens Tragi-komödien sein; je mehrere, auch drei bis vier, aufgeführt werden, und je weniger Aufzüge sie haben, desto höher rühmt man sie an; das nämliche Stück darf nicht leicht wiederholt werden, ausgenommen es wäre aus Hafnern oder ohne Moral<sup>30)</sup>“. Es war gewiß nicht leicht, es allen recht zu machen. „Die Einnahmen sind gering, das Volk ist veränderlich.“ Gute Schauspieler seien nicht zu bezahlen, schlechte dem Publikum nicht recht. Das einzige sei wöchentlich „eine recht gute Oper — ein moralisches Schauspiel, ein neues intrigantes und zur Erschütterung des Zwerchfells eingerichtetes Lustspiel — auch zuweilen ein auffallendes Trauerspiel à la Schiller, in welchem hübsch gemordet wird<sup>31)</sup>“. Bloß rührende Lust- und Trauerspiele jedoch, bloße Nahrung für das empfindsame Herz fänden die Theater leer. „Ein gut Glas Österreicher Wein und ein Diskurs von häuslichen Angelegenheiten nebst einigen Foppereien untereinander machen ihre liebste Unterhaltung aus“, versichert Heinrich G. Hoff in seiner „Skizze von Linz“ (1787), der es wissen mußte. Als Friedrich Ludwig Schröder, der größte deutsche Schauspieler des 18. Jahrhunderts, auf einer Reise durch Linz am 19. Mai 1791 das Singspiel von Dittersdorf „Doktor und Apotheker“ sah, lautete sein Urteil: „Es ist wohl eine Sünde, daß ich den schönen Tag an so etwas weggeworfen. Das Publikum scheint sein Schauspiel für das vollkommenste der Welt zu halten. Jedes und alles wird stark beklatscht. Nur ich war so unglücklich, die entsetzlichste Langeweile zu fühlen<sup>32)</sup>“. Aber auch Wilhelm Fischer weiß 1803 in seinen „Reisen“ nichts Besseres über das Linzer Publikum zu sagen, das nichts anderes liebe „als Spektakelstücke und Hexen- und Räuberhistorien. Regelmäßige Stücke mögen mit ihrem Ansehen vermodern<sup>33)</sup>“. Das heißt: ein Großteil des Repertoires wurde zweifellos durch die bodenständigen volksdramatischen Maschinen- und Zauberstücke bestritten. Sehr beliebt war auch die neue Gattung des Singspiels, namentlich diejenigen Dittersdorfs. Großen Erfolg hatte auch die Oper „Oberon“ von Wranitzky, aber auch Mozarts „Entführung aus dem Serail“, „Don Juan“ und „Zauberflöte“ brachten es auf hohe Aufführungsziffern. Je mehr sich das regelmäßige Stück durchsetzt, um so mehr gleicht

sich das Repertoire dem der anderen Theater an. Man spielte Iffland und Kotzebue, Ziegler, Schröder, Spieß, Schikaneder, Gotter, Brandes, Jünger, Werthes, Wall, Gemmingen, Großmann. Und die Klassiker, das heißt das, was damals neueste Mode war? Nach dem Gothaer Kalender ist in den Jahren 1785 bis 1791 folgendes auf dem Spielplan: Lessings „Minna von Barnhelm“, Leisewitzens „Julius von Tarent“, Klingers „Stilpo“ und „Sturm und Drang“, Schillers „Räuber“, „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“, Shakespeares „Antonius und Kleopatra“, „Julius Cäsar“, „Hamlet“, „Othello“, „Lear“, Goethes „Geschwister“, „Clavigo“, „Bürgergeneral“. Sein „Werther“ erschien auf der Linzer Bühne als — tragisches Ballett, das Nicolai 1781 auf der Durchreise sah<sup>34</sup>). Wie Goethes „Götz“ im Reiche eine Flut von Ritterdramen im Gefolge hatte, erzeugte hier der Sturm und Drang, den Borchers allmählich zu Worte kommen ließ, als eine Art Vorblüte der Romantik lokalpatriotische, aus der Geschichte der eigenen Vergangenheit schöpfende Stücke wie Weidmanns „Stefan Fadinger“ (1782), Cremeris „Losenstein und Hohenberg“, mit dem Lasser 1786 seine Direktion eröffnete, seinen „Bauernaufstand“, „Ernst Rüdiger von Starhemberg“, Wenzel Blimas „Das Land ob der Enns“ (1795), ein „Nazionalstück“, wie die Vorrede sagt, nämlich der oberösterreichischen „Nazion“. Daß es auch ein Volksstück vom Bauernkrieg gegeben haben muß, wissen wir aus Maurus Lindemayrs „Komödienprobe“, wo man in den einleitenden Szenen berät, was eigentlich gespielt werden soll, und dabei auch „da Stöffl Fadinga“ genannt wird. In Wirklichkeit haben diese lokalpatriotischen Versuche natürlich nichts mit Romantik zu tun. Sie sind im Gegenteil ein Symptom für das Einsickern der Aufklärung, des Josefismus, also eigentlich Tendenzstücke. Der gewesene Schauspieler, dann Bücherrevisionsaktuar und Regierungskonzipist in Linz Johann Benedikt Cremeri (1752—1795) kann als der Typus des josefinischen Aufklärers gelten, des schriftstellernden Beamten, der nun die Literatur besorgt. Er stellt seine Feder in den Dienst der Aufklärung, macht die Schaubühne, das Drama zur — wie Gutzkow dann sagen wird — „Blendlaterne des Ideenschmuggels“. Denn er will nichts Geringeres als, wie er in der Vorrede von „Losenstein und Hohenberg“, einem schon motivisch völlig undramatischen Machwerke, angesichts dessen man sich nicht wundert, daß die Linzer nicht sehr von solcher „Regelmäßigkeit“ angezogen wurden, betont,

„nach griechischer Art“ in seinen Zeitgenossen den Wunsch erwecken, „ebenso gut, groß und schön zu handeln als ihre Vorbilder und Verwandte, derer Geschichte sie gehört und derer Taten sie bewundert haben“. Daher spiegelt sich in seinem „Bauernaufstand“ auch die Staatsraison. Die Bauern sind Rebellen, Fadinger tritt gar nicht auf, alles Licht liegt auf seiten der Legitimität, des Freiherrn von Herberstorff. Cremeri kennt seinen Lessing, dessen „Minna von Barnhelm“ sein Soldatenstück „Alles in Schuh und Strümpfen“, dessen „Nathan“ seine „Kriegserklärung gegen die Pforte“ mit leider nur zu schwachen Kräften nachgebildet wird. Beachtlicher als seine zahlreichen dramatischen Arbeiten sind seine theoretischen Schriften<sup>35</sup>), in denen er sich an den Kaiser mit der Forderung wendet, daß der Staat sich der moralischen Wirkungen des Theaters bedienen, es mitsamt den Schauspielern verstaatlichen, die Wandertruppen abschaffen und eine eigene Akademie für Schauspieler errichten solle. So schuf sich das Streben der Zeit nach stehenden Theatern, nach Nationalbühnen auch in Linz in den Gedanken und „Wünschen, eine rechte Schaubühne zu bekommen“ (1786) Cremeris Ausdruck. Weil aber seine dichterische Propaganda der Aufklärung im schroffen Gegensatze zur heimischen bodenständigen, gewachsenen Überlieferung stand, verfuhr er nicht ungeschickt, wenn er sich dabei lokalhistorischer Farben bediente.

Längst genügt das Theater, das ursprünglich nur etwa vierhundert Personen faßte, nicht mehr für die wachsende Bevölkerung von Linz. Die Stadt hatte sich ausgedehnt, zählte 1771 schon 974 Häuser und gegen Ende des 18. Jahrhunderts 16.000 bis 17.000 Einwohner. Die Reiseliteratur, die sich zur selben Zeit zu entwickeln beginnt, nimmt nun auch von Linz Notiz. Friedrich Nicolai, das Haupt der Berliner Aufklärung, hatte mit seiner bände-reichen und umständlichen „Beschreibung meiner Reise nach Deutschland“, über die schon die Xenien der Klassiker spotteten:

Meine Reis ist ein Faden, an dem ich drei Lustren die Deutschen

Natürlich führ, so wie formlos die Form mirs gebeut,  
auch über Linz alles gesagt, was zu sagen war, so daß den Nach-  
folgern nicht mehr viel zu berichten blieb. Nicolai aber machte  
durch das Aufsehen, den Widerstand und Spott auch, den er bei  
der Klassik und Romantik erregte, Schule und wurde selbst wieder  
für Reiseschriftsteller zum klassischen Muster. Um so begieriger  
stürzte man sich daher auf ein Motiv, das sich literarisch und

journalistisch ausbeuten ließ, wenn man sonst nichts zu melden wußte, auf ein Motiv, das Weckhrlin, einer der ersten Journalisten, entdeckt, um nicht zu sagen erfunden hatte, auf die „schöne Linzerin“. Gustav Gugitz, der dem Motiv bis zu seinem Ursprung nachgegangen ist, vermag noch ältere Quellen nachzuweisen, die aber Weckhrlin kaum gekannt haben dürfte<sup>36</sup>). Er hat vielmehr eine bereits bestehende mündliche Überlieferung in literarische Form gebracht, den Ruf nämlich von dem besonderen Reiz der Wiener Köchinnen und Stubenmädchen, die zumeist Linzerinnen sind und sich durch ihre niedliche Tracht, ihr *Goldhäubchen*, auch als solche bekennen. Auch das Volkslied weiß von der Gepflogenheit, sich in Wien nach einem Dienste umzusehen:

Mein Linzer Mädchen Margareth  
Das Kochen exzellent versteht,  
In jedem Dienst hat's ihr geglückt,  
Weil sie nach Wunsch den Hasen spickt.

Oder:

Hab'n so viel Madln schon  
Auf Wean abi tracht,  
No so mach ich's halt a aso,  
Wie's andre ham g'macht.

Von der folgenden Stelle in Weckhrlins auch unter dem Decknamen Anselmus Rabiosus 1778 veröffentlichter „Reise durch Oberdeutschland“ nimmt das von nun an ständige Epitheton ornans der Linzerin seinen Ausgang und hält sich in allen möglichen Variationen bis zu Adolf Pichler, bis zur Erzählung Raabes „Keltische Knochen“: „Dieser glückliche Himmel ist, unter welchem die schönen Linzerinnen wachsen. Zwar scheint es, daß man dieses Kompliment mehr ihrer Kleidertracht gemacht habe als ihrer Person. Die meisten Mädchen sind klein. Aber ihre Bildung ist von griechischem Profil und ihre Kleidertracht ist sehr interessant.“ Natürlich ließ Nicolai sich dieses Thema nicht entgehen, um es nun in seiner platten und breiten Art zu instrumentieren. Er will sogar den Namen der Stadt daher ableiten. „Das schöne Geschlecht“, heißt es, „hat vielleicht an der ersten Einrichtung der Stadt Anteil genommen. Der Name Linz (Linteum) hieß im 13. Jahrhundert ein weiblicher Schleier von der feinsten durchsichtigen Leinwand, den die Frauenzimmer im Sommer umschlugen.“ Nach dieser etymolo-

gischen Leistung geht es mit vollen Registern weiter: „Ich habe fast nirgends so wie hier lauter schön gewachsene Frauenzimmer, ohne Ausnahme, gesehen. Die meisten haben eine blendend weiße Haut und schmachttende Augen. Das griechische Profil der Stirne und Nase ist hier mit einer geringen Abänderung nicht selten. Doch fand ich hier bei allem schönen Wuchs und blühender Gesichtsfarbe wieder viel lange und perpendikulare Gesichter (dergleichen ist seit Nürnberg und Bamberg nicht so viel gesehen hatte), welches mir eben nicht dem schmachttenden oder verliebten, wohl aber dem spirituellen Ansehen hinderlich zu sein scheint.“ Nachdem er sich über die perpendikularen Gesichter des langen und breiten ausgelassen hat, fährt er fort: „Die Form österreichischer Physiognomien, die man in Linz unvermischter antrifft als in Wien, hat indessen verhältnismäßig allemal etwas Zartes, etwas Feines, etwas Sanftes; wenn die Jugendjahre vorbei sind, etwas Fleischiges, die Muskeln eher hängend als gespannt.“ Zwar findet er sogleich Widerspruch in Hoffs „Skizze von Linz“, wonach es in Linz nicht mehr und nicht weniger Schönheiten gebe als in jeder anderen Stadt und auch keinen Mangel an häßlichen Gesichtern, verwachsenen und schiefen Mädchen. Besonders erzürnt sich Hoff über Nicolais Beobachtung von den schmachttenden Augen und den griechischen Profilen und meint, ein längerer Aufenthalt in Linz hätte Nicolai wohl darüber belehrt, daß schwerlich eine Stadt zu treffen sei, „wo es so viele Gebrechliche, Schiefe, Lahme, Blinde, Harthörige, Kropfige und sogenannte Talken oder Halbverrückte von beyden Geschlechtern, als in Linz giebt“. Aber diese gereizte und grämliche Stimme wird laut übertönt von den nun nicht mehr verstummenden Hymnen der einander auf dem Fuße folgenden Frauenlobe. 1790 ist die „schöne Linzerin“ bereits ein feststehendes obligates Thema der Reiseschriftsteller, das zustimmend oder widersprechend abgewandelt wird. Im „Baedeker des 18. Jahrhunderts“, in L. Wilhelm Gilberts „Handbuch für Reisende durch Deutschland“ (1791) erhält die Linzerin sozusagen ein Sternchen mit der Bemerkung: „Die Schönheit der Einwohner von Linz, zumal der schönen Linzerinnen ist weit und breit berühmt.“ 1803 erscheint sie schon marktschreierisch als Titel des Romans „Die schöne Linzerin oder die Beute der Kosaken“, der sich sonst in nichts von der üblichen Dutzendware unterscheidet. Ein neues Moment taucht auf, wenn Ernst Moritz Arndt in seinen „Reisen

durch einen Teil Deutschlands“ (1804) zwar die Wohlgestalt und „die frische rosenstäubige Farbe der Weinländer“ an der Linzerin gelten läßt, aber „Witz und ein Fünkchen von der Prometheusflamme, die so wunderbar reizend aus einer lieblichen Gestalt zurückstrahlt“, vermißt. In der Folge aber verstummt jede Kritik, die Lobeshymnen überschlagen sich wie etwa in einem Berichte der „Zeitung für die elegante Welt“ (1818) von dem weimarischen Hofrate Johann Stephan Schütze so sehr, daß nur mehr in Superlativen gesprochen wird, das Epitheton junonischer Wuchs schon nicht mehr zureicht, sondern nur mehr das einer „ländlichen Venus“ angemessen scheint, denn noch niemals habe er „so reizend schlanke, so zauberisch schöne, so königlich aufstrebende und doch in dem sanftesten Ebenmaße schwebende, zwischen Kraft und Ruhe in sich vollendete, in der süßesten Anmut regsame Gestalten“ gesehen wie in Linz. Zwar seien, gibt er zu, „nicht alle Linzerinnen schlank, und manche, wie unentwickelte Gestalten im Schuß aufgehalten, das gerade Gegenteil“, aber ein solches Denkmal forderte Respekt. So blieb dem, der noch etwas dazu zu sagen wünschte, nun kein anderer Ausweg mehr, als die Linzerin nun auch noch zur „beseelten“ Schönheit aufzuschminken, was denn in Julius Webers „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ (1834) auch wirklich geschah. Damit hat sich das Motiv ausgelebt und endet im Kitsch.

Und doch steht hinter dieser papierenen Fassade die blutvolle Wirklichkeit eines Geschehens, von dem freilich alle diese Literaten nichts ahnten, in dem aber eine Linzerin zu Weltruhm gelangte, Marianne Jung, denn natürlich ist sie gemeint, Goethes Suleika. So fühlt man sich nach der bisherigen Überlieferung versucht fortzufahren, hätte nicht neuere Forschung das zarte Gespinst dieser Tradition als eine Legende entlarvt<sup>37</sup>). Nach dem Eheprotokoll vom 27. September 1814 war die Braut Willemers Maria Anna Katharina Therese die „eheliche Tochter des Matthias Jung und dessen noch lebender Ehegattin Anna Jung“. Da alle Nachforschungen nach dem Geburtsschein Mariannes vergeblich waren, hatte man sich geeinigt, die Angaben der Heiratsurkunde anzuerkennen, und am 10. Juni 1930 wurde jene Gedächtnistafel an der Umfassungsmauer des Pfarrhofes enthüllt, die Frankfurt als die Geburtsstadt Goethes der Geburtsstadt Suleikas gewidmet hat. „An dieser Stelle“, so lautet der Text, „stand nach der Überlieferung das Haus, in dem

Marianne Jung, verehelichte Willemer, Goethes Suleika, am 20. November 1784 geboren wurde.“ Auf Grund der Ergebnisse neuerer Forschung aber wird Linz die Ehre, die Vaterstadt Mariannes zu sein, nicht behaupten können. Doch bleibt Marianne zumindest durch ihre mütterliche Abkunft mit Oberösterreich und Linz verbunden. Diese ihre Mutter, Elisabeth, Tochter des Pflegers der Herrschaft Puchberg bei Wels, Michael Pirngruber (1716—1800), wurde am 8. November 1761 auf Schloß Almegg geboren. Sie muß ihre Heimat bald verlassen haben und nach Wien gegangen sein, wo mehrere ihrer Geschwister lebten und sie unter dem angenommenen Namen Jung — ihre Mutter war eine geborene Jungwirth — von Jänner bis März 1793 am Theater auf der Landstraße tätig war. Der angebliche Gatte Matthias Jung, als dessen Witwe sie sich später ausgab, ist urkundlich nicht nachzuweisen. Doch weiß man jetzt von einem Theaterprinzipal Josef Georg Jung, in dessen Truppe eine Nannette Jung in Preßburg, dessen Bühne er vom 4. Oktober 1793 bis Ende des Faschings 1796 leitete, dann aber spurlos verschwand, aufgetreten war, die wohl keine andere ist als Elisabeth Pirngruber. Ein Bruder, Gottfried Pirngruber, der 1777 gleichzeitig mit dem Vater Grillparzers in Wien Jus studiert hatte, starb als Landrat in Linz, bekannt durch seine Vorliebe fürs Theater. Nun veröffentlicht Franz Maschek eine Taufmatrikel vom 23. Dezember 1786 des Findelhauses in Wien, das mit der Gebäranstalt verbunden war, die Taufmatrikel eines unehelichen Kindes Theresia, dessen Mutter unter dem Namen Elisabeth Biernzeinerin erscheint. Läßt man diese Namensform als Hör- oder Lesefehler für Pirngruber gelten, dann ist kaum ein Zweifel möglich, daß es sich bei der Taufe dieses Mädchens um Marianne handelt. Tatsächlich lag ihre Herkunft bisher im Dunkel, das sich nicht aufhellen wollte. Marianne konnte weder zu ihrer Vermählung mit Willemer noch zur Erwerbung des Frankfurter Bürgerrechtes, obwohl der Magistrat lange Geduld hatte, ihren Geburtsschein beibringen. Im Spätherbst 1798, damit betritt man gesicherten Boden, kamen Mutter und Tochter mit dem Ballettmeister Traub, der in Österreich nicht nachzuweisen ist, von Stuttgart nach Frankfurt, wo Elisabeth als Garderobiere angestellt, Marianne in kleineren Rollen beschäftigt wurde. Daß die Mutter das Datum von Mariannes Geburt um zwei Jahre zurückverlegt hatte, geschah wohl, um Willemer ihre Tochter nicht allzujung erscheinen zu lassen. Ob

Marianne, bevor sie nach Frankfurt kam, einige Zeit ihres Lebens in Linz verbracht hat, wohin ihre Großeltern übersiedelt waren und wo ihre Mutter am 18. Juni 1844 starb, ist ungewiß. Am 26. Dezember 1798 ist Marianne zum ersten Male auf dem Frankfurter Theater als Titania in Wranitzkys Oper „Oberon“ aufgetreten. Aber auch in Kotzebues und Ifflands Stücken spielt sie, besonders gefällt sie im Ballett, so wenn sie in der „Geburt des Harlekin“, wie Clemens Brentano sie im Spätherbst 1799 sieht, aus einem Ei als Harlekin hervorkriecht. Zwar hat sie, wie ihr Bild verrät, kein griechisches Profil, doch soviel Charme, Anmut und Zierlichkeit, daß sie die Aufmerksamkeit des Bankiers und Geheimrates Johann Jakob von Willemer, eines leidenschaftlichen Theaterfreundes und Mitgliedes der Direktion, erregt. Im Einverständnis mit der Mutter, die eine Entschädigung erhält, nimmt er sie im April 1800 vom Theater weg und am 16. Juni in sein Haus, das „rote Männchen“, wo sie durch die besten Lehrer fortgebildet wird. Durch ihr frisches, heiteres und bescheidenes Wesen gewinnt sie rasch die Zuneigung ihrer Pflegegeschwister. Brentano verliebt sich in sie, widmet ihr 1803 das Gedicht „Es stehet im Abendglanze“, später das „Gockelmärchen“ und verewigt sie als Biondetta in seinen „Romanzen vom Rosenkranz“.

Die erste Begegnung zwischen Goethe und ihr fand am 4. August 1814 in Wiesbaden statt, wo Goethe zur Kur weilte und ihm Willemer seine Pflgetochter vorstellte, mit der er sich nun in überraschender Eile am 27. September vermählte. Wir lesen die Zeugnisse des Herzens- und Seelenbundes zwischen Goethe und Marianne heute mit anderen Augen als früher, mit anderen auch als noch Erich Schmidt, der am 20. November 1884 anlässlich der vom Deutschen Klub veranstalteten Feier von Mariannes 100. Geburtstag im Theater die Festrede hielt. Man hat dieses Verhältnis zu sehr verharmlost, ohne Blick für den tiefen, ja tödlichen Ernst, für seine Tragik, die sich erst neuerer Deutung erschlossen hat<sup>38</sup>). Liest man heute das Buch Suleika des „Westöstlichen Divans“ und Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer, fühlt man sich mit wachsender Erschütterung hineingezogen in das Werden dieser Liebe, das leise An-, das leuchtende Aufglühen einer Leidenschaft, die alle Dämme des Alters, der Weisheit und Einsicht durchbrechen will, weil Goethe hier zum ersten Male ein Echo findet, „musterhaft in Freud' und Qual“, wie es ihm noch nie beschieden war

und nie wieder beschieden sein wird. Und man fühlt sich mit-  
ergriffen von der tragischen Entsagungsnotwendigkeit, die Goethe  
den Aufwand aller Widerstands- und Willenskräfte, dem jungen  
Weibe aber fast das Leben kostete, bis alle Qual, alle Unruhe, alles  
Leid in einem Nachsommer seelischer Verbundenheit, in einem  
anmutig zarten Piano ohne Bitternis und ohne Vorwurf verklingt.  
Unsagbares Glück und bitteres Leid hatten in Marianne die Er-  
kenntnis gereift, daß das Leben keine Freude spendet, die es sich  
nicht teuer bezahlen läßt. Einen Sommer, einen Herbst hatten ihr,  
mit Hölderlin zu reden, die Gewaltigen gegönnt, einmal hatte sie  
wie Götter gelebt, doch wußte sie, die Hochbegabte und doch allzeit  
Demütig-Bescheidene, „österreichisch vom Wirbel bis zur Zehe“<sup>39)</sup>,  
daß sie für diese Liebe, die nicht auf einen bloßen Austausch der  
Empfindungen ausging, „sondern auf ein Letztes und Höchstes, auf  
Liebe als Wagnis des Daseins“<sup>40)</sup>, auch den höchsten Preis, eben  
mit diesem Dasein zu zahlen hatte. Auf nie geahnte Höhen empor-  
gerissen, schmilzt das Feuer, in dem sie verglüht, um als eine  
andere daraus hervorzugehen, dieses Stirb und Werde, alle ihre  
hohen Gaben, die ganze Musikalität ihres Wesens in das dichterische  
Wort, das sich unter dem Anhauch dieser Liebe reif und  
süß von ihren Lippen löst, zusammen: „Selbstgefühltes Lied ent-  
quillet, selbstgedichtetes dem Mund“, das für alle Zeiten eben-  
bürtig mitten unter den vollendetsten und weisesten Gedichten  
Goethes steht. Was da mit ihr geschehen war, das hat sie selbst  
in dem wunderbaren Brief an Goethe vom 2. Oktober 1819, in  
dem sie ihm für den Empfang des Divans dankt, aus dem ihr das  
Wunder ihres Erlebnisses, frei von den Schlacken der zeitbedingten  
Lebensumstände, in dichterischer Verklärung entgegentritt und in  
dem sie ihre eigenen Verse als diejenigen Goethes wiederfindet,  
mit unnachahmlicher Bescheidenheit ausgesprochen: „Sie fühlen  
und wissen genau, was in mir vorging, ich war mir selbst ein  
Rätsel; zugleich demütig und stolz, beschämt und entzückt, schien  
mir alles wie ein beseligender Traum, in dem man sein Bild ver-  
schönert, ja veredelt wieder erkennt und sich alles gerne gefallen  
läßt, was man in diesem erhöhten Zustande Liebens- und Lobenswer-  
tes spricht und tut; ja sogar die unverkennbare Mitwirkung eines  
mächtigen höheren Wesens, insofern sie uns Vorzüge beilegt, die  
wir vielleicht gar nicht besitzen, und andere entdeckt, die wir nicht  
zu besitzen glaubten, ist in seiner Ursache so beglückend, daß man

nichts tun kann, als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben solche Silberblicke hat.“ Und im Dezember 1820: „Die Vergangenheit gab mir viel, zu viel, und es wäre ungerecht, wenn ich von der Zukunft noch etwas erwarten wollte.“ Achim von Arnim hat sie mit einer schönen, frommen Seele verglichen, „wie das Tüchlein der heiligen Veronika, auf welchem das Bild des Geliebten ohne Malerkunst in ewiger Treue abgedrückt bleibt; alles ist ihr reine Erinnerung von ihm, unverschönert, denn das bedarf er nicht, unverhäßlicht, denn das leidet sie nicht“.

Jene erste Begegnung zwischen den beiden verlief in durchaus freundschaftlich gemäßigter Temperatur. Goethe kehrte am 11. Oktober 1814 nach Frankfurt zurück, ein lebhafter Verkehr mit Willemers, die ja mittlerweile ein Paar geworden waren, macht sie miteinander bekannt. Er ißt auch zweimal auf der Gerbermühle, dem Sittersitz der Willemers, schaut am 18. abends mit ihnen vom Mühlberg in Sachsenhausen in die Freudenfeuer anläßlich der Schlacht bei Leipzig und tritt am 20. die Rückreise nach Weimar an. In spärlichen Briefen an Willemer gedenkt er mehr konventionell-höflich als herzlich der „liebwerten Kleinen“. Wie anders ist es im nächsten Jahr! Im Frühjahr 1813 schon hatte Goethe die Übersetzung des persischen Dichters Hafis von Hammer-Purgstall kennengelernt. Aber nicht Hafis, ein dichterisches Vorbild, wenn es ihn auch entzückte, hat den Liederfrühling, den lyrischen Sturzbach, der sich im Bette des „Westöstlichen Divan“ sammelte, in dem 66jährigen hervorgetrieben. Hafis war nur das auslösende Moment, das, was sich lang schon in Goethe gebildet und angestaut hatte, in Fluß brachte. Die Verse aus dem „Divan“: „Und noch einmal fühlet Hatem Frühlingshauch und Sommerbrand“ gelten für die ganze damalige Epoche im Leben Goethes, das eine neue Verjüngung, eine neue Pubertät und Wiedergeburt erfährt. Deshalb zieht es ihn unwiderstehlich an die Stätten seiner Jugend, an den Rhein und Main, in die Vaterstadt, und als Symbol dieser neuen Jugend steht ihr Vertreter Sulpiz Boisserée an seiner Seite, um Goethe langsam wieder auf die unter dem Formwillen der Antike verlassenen Pfade altdeutscher Kunst zurückzulocken, ihn auf seine Sammlung altdeutscher Gemälde neugierig zu machen. Alles Klassische fällt von ihm ab und bleibt als abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen. Am 24. Mai 1815 reist Goethe von Weimar ab. In Berka schon entstehen die ersten Gedichte. Es war wieder ein-

mal sein Dämon, „das liebe Ding“, wie er in seiner Jugend diese gefühlte Schicksalsführung nannte, der Goethe sich überließ, einem Erlebnis entgegeneilend, das „so lange mir erharret“, dann rückblickend auch als „prophezeit“ empfunden wurde. Wieder einmal einigten sich Schicksal und Wille zu glücklichem Begegnen, dem Goethe immer seine vollendetsten Werke verdankt. Am 27. Mai trifft er in Wiesbaden ein, von wo er am 12. August der Einladung Willemers auf die Gerbermühle Folge leistet, wo Marianne Goethe nun „kennen und lieben“ lernen sollte. Hier vollzieht sich die Wendung jener fast väterlich-gönnenhaften Neigung zu der Leidenschaft, die wie ein Ätna unter Schnee- und Regenschauern aus ihm hervorrast. Nach gemeinsamen Spaziergängen am Nachmittag vereinigt der Abend die Familie, wo Goethe im weißflanellenen Rock „am liebenswürdigsten“ ist, aus dem „Divan“ vorliest, Marianne singt, wo am 28. August sein 66. Geburtstag gefeiert wird. Als Goethe für einige Tage die Gerbermühle mit dem roten Männchen vertauscht, schürt solche Trennung erst recht die Flamme. Das erste Marianne persönlich gewidmete Gedicht „Nicht Gelegenheit macht Diebe, sie ist selbst der größte Dieb“ entsteht und nun, o Wunder, das Echo aus Mariannes Munde: „Hochbeglückt in deiner Liebe schelt ich nicht Gelegenheit“, ein Erlebnis, das der so Liebeserfahrene noch nicht kannte und das ihn völlig gefangennimmt. Der Abend des 17. September, des letzten Tages, wird besonders gefeiert. Der ganze Liebreiz Mariannes entfaltet sich, wenn sie die Arie aus dem „Don Juan“ „Reich mir die Hand, mein Leben“ mit solchem Ausdruck und mit solcher Hingabe singt, daß sie vor der Gesellschaft plötzlich errötet und ihr Gesicht hinter den Noten verbirgt. Den „kleinen Don Juan“ nennt sie Goethe, den „kleinen Blücher“ auch wegen ihres frischen, energischen Wesens. Im Angesicht des Vollmondes geloben sich die beiden, bei jedem neuen einander zu gedenken, worauf die „Vollmondnacht“ des Buches Suleika zurückgeht mit der herrlichen Schlußstrophe:

„Dein Geliebter, fern, erprobet  
 Gleicherweis im Sauer süßen,  
 Fühlt ein unglücksel'ges Glück.  
 Euch im Vollmond zu begrüßen,  
 Habt ihr heilig angelobet;  
 Dieses ist der Augenblick:  
 „Ich will küssen, küssen!“ sag ich.“

Am nächsten Morgen fährt Goethe mit Boisserée nach Heidelberg, um dessen Sammlung zu besichtigen. Sein Herz steht in Flammen, Gedichte des Buches Suleika reihen sich, mühelos geboren, aneinander wie Perlen an der Schnur. Am 23. kommen Willemers nach Heidelberg. Auf der Fahrt dahin entstehen die Verse Mariannes „Was bedeutet die Bewegung? Bringt der Ost mir frohe Kunde?“ Drei selige Tage sind den Liebenden beschieden, von denen Marianne ihr Leben lang zehrt. Ihren schönsten Niederschlag findet diese Seligkeit in dem am 24. September entstandenen Gedicht „Wiederfinden“: „Ist es möglich! Stern der Sterne, drück ich wieder dich ans Herz!“ Liebessehnsucht und -erfüllung werden da zum lebenzeugenden Eros, der den ganzen Kosmos durchwaltet und der Liebe jene Transzendenz und metaphysische Weite gibt, die kennzeichnend ist für die Altersform von Goethes Liebe. Zugleich aber fühlt man wie von weitem den angstvollen Puls des Herzens, der Bangnis vor dem Ende, jenes Faustische: „Nein! kein Ende! kein Ende!“ Denn der nächste Morgen bringt ja schon den Abschied. Willemers reisen zurück nach Frankfurt und nehmen Goethes Versprechen mit, daß er sie auf der Rückreise noch besuchen wolle. Es ist der einzige Trost für Marianne, die auf der Rückfahrt, noch ahnungslos, daß sie Goethe zum letztenmal im Leben gesehen hat, ihren Trennungsschmerz in den Versen „Ach, um deine feuchten Schwingen, West wie sehr ich dich beneide“ verseuft. Goethe muß die nächsten Tage in Mannheim dem Herzog Karl August widmen, dann aber überfällt ihn jene „Entsagungskrise“, die mit dem Entschluß, Marianne nicht wiederzusehen, mit der Flucht vor Marianne endet. Wie immer in solchen Krisen Goethes schlägt die überstarke seelische Belastung in körperliches Mißbehagen um, er glaubt das Herannahen einer Krankheit zu fühlen, denkt daran, sein Testament zu machen, alles Symptome für den tiefen Ernst dieser Liebe, für die Erschütterung seines ganzen Wesens, aus der er sich retten muß, will er sich bewahren. Boisserée, der spürt, was in Goethe vor sich geht, begleitet, besorgt um den Alten, ihn während der ersten Reisetage. Als auch er sich am 9. Oktober verabschiedet, fühlt Goethe erst die ganze Schwere des Verlustes. Aber in mitleidloser Starrheit, in einem fast rücksichtslosen Schweigen verschließt er den Schmerz in sich, während Marianne, die schwächere, auf Jahre hinaus zu kränkeln beginnt, nicht mehr singen, nicht mehr

musizieren will, unge bessert durch Bäder und Kuren, weil ja ihr Leid nur vom Herzen aus, von dem Manne, dem ihre ganze Seele gehört, zu heilen wäre. In Goethes Herzens- und Seelenzwiespalt, in das Stimmengewirr des Willens zum Verzicht und des doch immer wieder auflebenden Begehrens geben die nunmehr entstehenden Divangedichte Einblick. Zwar gelingt ihm noch die „Vollmondnacht“, die ihresgleichen nur noch in der „Sommernacht“ des Schenkenbuches hat, ein Klang von Seligkeit, ja Überseligkeit, wenn auch leise begleitet von einer Melodie in Moll, aber dann bricht sich die Stimmung, diese Seligkeit hält nicht an, wie die am 7. November entstandenen Gedichte „Hochbild“ und „Nachklang“, „der dunkelste Akkord des ‚Divans‘<sup>(41)</sup>“, bezeugen:

„Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,  
Du Allerliebsten, du mein Mondgesicht!  
O du mein Phosphor, meine Kerze,  
Du meine Sonne, du mein Licht!“

In die aufkommende Erkenntnis, welches Leid er Marianne zugefügt, fällt der Tod seiner Gattin Christiane am 6. Juni 1816. Er hat sie aufrichtig geliebt und sein Zustand nach ihrem Tode grenzt, wie er Boisserée bekennt, an Verzweiflung. Dennoch konnte er diese echte Liebe zu Christiane, deren Recht auf dieses Gefühl er anerkennt, mit seiner Leidenschaft für Marianne vereinigen, nicht nur, weil er eine außereheliche Neigung, übrigens durchaus im Geiste der darin sehr frei denkenden Zeit, nicht als Schuld empfand, sondern weil er in jeder der beiden etwas anderes suchte und auch fand, das er beides nicht entbehren konnte, wie ja sein ganzes Werk und Wesen immer und überall das eine und auch sein Gegensatz ist. Vielleicht aber wirkte — wer will das wissen? — doch auch die Bindung an Christiane mit, wenn es nun zur schon beschlossenen dritten Reise an den Rhein doch nicht kam. Zwar fuhr Goethe mit dem Freunde Meyer am 20. Juli 1816 wirklich ab. Aber ein kleiner Unfall einige Stunden später genügte, das Ganze aufzugeben. Goethe hat, wie er zwei Tage später an Zelter schreibt, das Erlebnis als eine Warnung aufgefaßt, d. h. den geheimen Widerstand, der von Anfang an in ihm da war, als Schicksalswink gedeutet. Er ist mit anderen Worten entschlossen, Marianne nicht wiederzusehen, auch allen Aufforderungen zu Besuchen ausgewichen, desgleichen den von Marianne immer wieder vorsichtig

angedeuteten Möglichkeiten eines Besuches ihrerseits in Weimar. Er treibt Marianne durch immer längeres Schweigen, das er auch nicht unterbricht, als ihm der Tod des im Duell gefallenen Sohnes Willemers gemeldet wird, immer tiefer in die Krise, offenbar gewillt, auch innerlich mit dem Erlebnis abzuschließen. Da bringt das Jahr 1818 eine Wendung, wohl hervorgerufen durch die Vorbereitung des „Divans“ für den Druck, wobei die Erinnerung an die Erlebnisse, die hinter dem Buche Suleika stehen, wieder Leben und Blut gewinnen. Vom nächsten Jahre an übernimmt Goethe die Führung im Briefwechsel. Er kann es um so leichter, als auch Marianne sich abgefunden zu haben scheint. Am 26. Juli 1819 schreibt er den wärmsten und herzlichsten Brief an Marianne, „ein Gewoge von Dank und Liebkosung, Treuegruß und Verlangen<sup>42)</sup>“, in dem auch zum ersten und einzigen Male das „Du“ erscheint. Das Pendant dazu ist jener Dankbrief Mariannes vom 2. Oktober für den „Divan“, der mit seiner heilenden Kraft auch für sie eine Lebenswende bedeutet. Das Jahr 1820 schenkt Goethe die fünf Nachtragsgedichte zum „Buch des Paradieses“, „Vorschmack“, „Einlaß“, „Anklang“, „Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt“, „Wieder einen Finger schlingst du mir ein“, in denen das Suleika-Motiv, die Liebe zu Marianne, eine letzte Verklärung erfährt, Gedichte, deren geheimnisvolle Tiefe und transparente Körperlichkeit sich nur mit dem Schlusse des zweiten „Faust“ vergleichen läßt und die zum Höchsten gehören, was in der deutschen Lyrik, ja in der Lyrik der Weltliteratur existiert. Nun, da Schicksal und Wille miteinander harmonieren, läuft die Welle des Briefwechsels glatt und ungefährdet dahin, wobei von beiden Seiten wider besseres Wissen, zumindest von seiten Goethes, doch immer die Fiktion aufrechterhalten wird, als wäre noch einmal ein Wiedersehen möglich, woran der Gedanke noch im Brief Mariannes vom 29. Jänner 1832 auftaucht.

Auch Marianne streifte noch einmal der Hauch großer Dichtung. 1824 kam ihre Mutter nach Frankfurt. Auf der Heimreise begleiteten sie Willemers nach Linz, besuchten dann Salzburg und Berchtesgaden und kehrten über Straßburg und Heidelberg nach Frankfurt zurück. In Heidelberg entstand am 28. Juli ihr Gedicht „Zu Heidelberg“, das sie Goethe zum Geburtstag schickte, geboren aus unverwelklicher Erinnerung an jene unvergeßlichen Tage in Heidelberg, die sich hier neu belebt, durchbebt vom Gefühl einer

Liebe, so lebendig wie eh und je, nur überblendet vom Wissen um die Notwendigkeit des Verzichts, das schönste Denkmal „des freud- und leidvoll schönen Lebenstraums“. Sosehr weiß sie sich Goethe anzuempfinden, daß „zur Gegenwart wird die Vergangenheit“, daß sie genau so fühlt wie Goethe selbst, „im Gegenwärtigen Vergangenes“, „Vergangenheit und Gegenwart in eins<sup>43)</sup>“. Alle Lust, alle Freude ihres Lebens steht noch einmal auf in dem Schlußverse: „Hier war ich glücklich, liebend und geliebt“. Oktober 1823 hatte ihr Goethe Eckermanns „Beiträge zur Poesie“ geschickt, in denen Eckermann das Lied an den Westwind, ahnungslos, daß Marianne die Verfasserin war — das Geheimnis hat sie ja erst Herman Grimm gegenüber gelüftet — als besonders sprechendes Zeugnis für Goethes Stilkunst gerühmt hatte. Doch ist die Temperatur der Beziehung nun wieder so leidenschaftlich geworden, daß Goethe seinen Dankbrief für Mariannes Gedicht vom 6. Oktober 1824 in ängstlicher, bewährter Abwehr mit den Worten beginnt: „Also abermals Artischocken“. War es doch üblich geworden, einander mit kleinen Gaben — ein Kästchen Artischocken mit Zuckerwerk war es diesmal —, unter denen die für Goethes Küche nicht die kleinste Rolle spielen, zu erfreuen. Die Wirklichkeit des sich aus der Erfahrung zurückziehenden, sich selber zum Mystiker werdenden Greises gewinnt immer weiteren Tiefenraum, für den das Vordergründige kaum mehr in Betracht kommt, fast unwillig zuweilen abgewehrt wird. In diese seine Wirklichkeit tritt noch einmal am 25. August 1828 auf Schloß Dornburg Marianne in dem Gedichte „Dem aufgehenden Vollmonde“ ein. Wenn dieses Gedicht auch viel mehr noch aussagt als nur dieses, nämlich „ein Wachwerden seiner gesamten Existenz, ein Begegnen mit allen wesentlichen Mächten seines tieferen Lebens, mit der über und in ihm waltenden Fügung selbst<sup>44)</sup>“, ist das zeugende Motiv doch immer noch jenes Versprechen, einander beim Vollmond zu gedenken. Alles Bedrängende und Quälende ist nun aufgesogen von der geistig durchleuchteten Gewißheit:

„Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,  
Überselig ist die Nacht.“

Keine der anderen Frauen, die Goethe liebte, hat den geistigen Rang Mariannes, keine war ihm so ebenbürtig wie sie, die für immer mit seinem Werk und Namen Verbundene, der anders als